

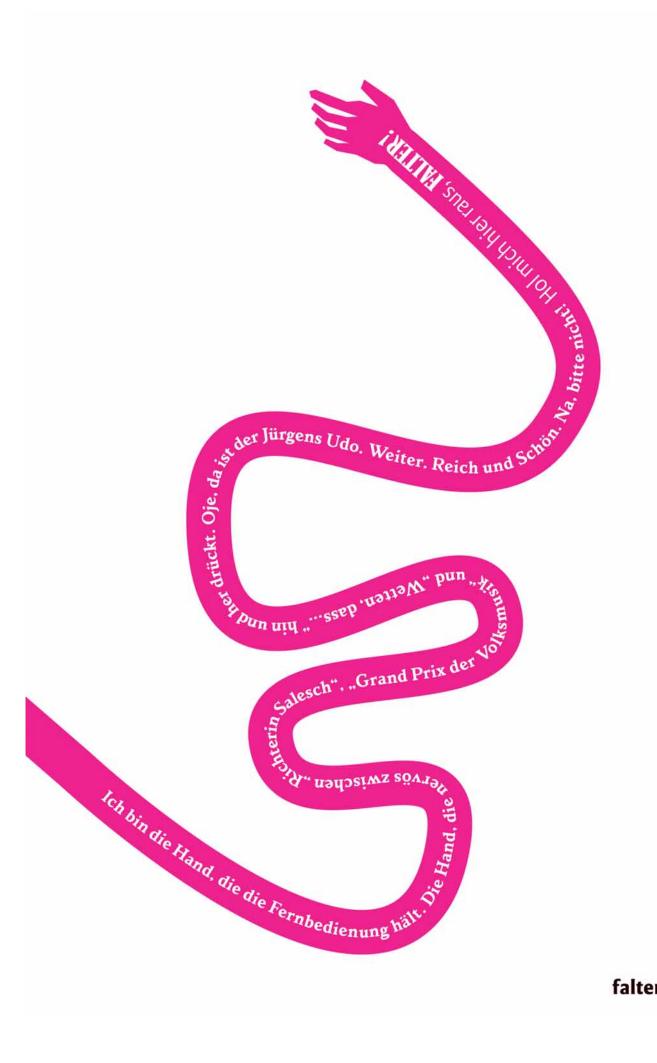
Zwischen Minarett und Wiener Blut: Wahlkampf in Wien •
Lebe streng nach der Bibel: Ein New Yorker probierte
es aus • Das vergessene jüdische Erbe Bratislavas • Eine
New Yorker Filmemacherin auf Spurensuche in Wien

Ausgabe Nr. 41 (3/2010) Tischri 5771 € 3,- www.nunu.at



Masse, Macht und Absolution

Der Psychoanalytiker Josef Shaked arbeitet Generationskonflikte in Gruppen auf. NU erklärt er, wie das funktioniert.



falter.at

EDITORIAL



Liebe Leserin, lieber Leser!

der Vorstand der deutschen Bundesbank, Thilo Sarrazin, hat ein jüdisches Gen entdeckt. Nun könnte man meinen, es wäre besser gewesen, er hätte früher schon die Mängel im internationalen Bankensystem erkannt und seine Expertise dort angewendet. Aber nein, er findet lieber ein Juden-Gen. Soll sein.

Wenn wir gemeinsam das neue NU – übrigens bereits Ausgabe 41 – durchschauen, finden wir einiges zur Eigenart der Juden. Georg Markus hat seine wunderbaren "Erinnerungen an ganz normale jüdische Genies" fortgesetzt und musste am Schluss feststellen, dass der Platz auch diesmal nicht gereicht hat, um alle seine Begegnungen mit jüdischen Künstlern zu erzählen. Seine Schlussfolgerung ist die uns liebste Annäherung an das Judentum, nämlich dass Genies, insbesondere jüdische, für kurze Geschichten völlig ungeeignet seien.

Leider lernen wir jedoch bei Thomas Schmidingers Buchbesprechung zu "Die Erfindung des jüdischen Volkes" von Shlomo Sand, dass wir Juden eigentlich zum großen Teil nur Nachkommen von Konvertiten sind. Also nichts mit gemeinsamen Genen und Genie?

Cornelia Mayrbäurl berichtet von einem agnostischen Juden, der ein Jahr lang alle Gebote der Bibel einzuhalten versuchte. Wer einer Liste von 72 Seiten mit 700 Regeln folgen kann, muss jedenfalls über organisatorisches Genie verfügen. Und wie er das Gebot, Ehe- und Sabbatbrecher zu steinigen, erfüllt hat, verdient höchsten Respekt.

Bei Eric Frey lesen wir, dass beim Letzten Abendmahl auf der Bühne der Oberammergauer Passionsspiele hebräisch gesprochen wird, als schönes Zeichen, wie sich ein deutscher Ort, tja ein deutscher eben, um Bewältigung seiner unseligen Vergangenheit bemüht.

Fritz Neumann und Petra Stuiber haben dem jüdischen Erbe von Bratislava nachgespürt und viele interessante Entdeckungen gemacht. In Peter Lorres Heimatstadt lebt der jüdische Humor – Gen oder nicht? – weiter, wenn ihr Gesprächspartner augenzwinkernd meint: "Die Gemeinde ist orthodox, aber die Mitglieder sind liberal."

NU hält auch in dieser Ausgabe Interviews mit interessanten Zeitgenossen für Sie bereit. So hat Martin Engelberg mit dem Doyen der analytischen Großgruppenanalyse, Josef Shaked, gesprochen, der als Kind im Jahr 1933 nach Palästina kam und nach der Lektüre eines Buchs von Sigmund Freud schon als 16Jähriger beschloss, Psychoanalytiker zu werden. Weil er verstehen wollte, wie sich Massen von Menschen im aufgeklärten Europa einer mörderischen Bewegung anschließen konnten, begann er, sich mit Großgruppen zu befassen, in denen alle Phänomene feststellbar sind, die auch bei Massen vorkommen.

Zwei Frauen, die vor der Shoah nach England flüchten konnten, stehen im Mittelpunkt von weiteren Beiträgen. Axel Reiserer berichtet aus London über T. Scarlett Epstein, die als heute 88-Jährige immer noch für eine NGO als Wissenschaftlerin in Papua-Neuguinea aktiv ist. Und Ruth Eisenreich hat mit Edith Wein wieder eine Frau interviewt, die um rund 60 Jahre älter ist als sie selbst. Wir erfahren über die Zeit in der englischen Emigration und wie die Juden zurückkehrten, um "Österreich zu retten." Katja Sindemann hat über den Umgang der europäischen Länder mit dem Schächten recherchiert und berichtet über Vorschriften, die Juden und Muslims enger verbinden als manche unter ihnen wahrhaben wollen.

Ein Schwerpunkt der Berichterstattung, der sich Nina Horaczek, Barbara Tóth und Rainer Nowak angenommen haben, betrifft die kommende Wahl in Wien. Die Autoren – allesamt gestandene Innenpolitiker im Brotberuf – stellen sich die Frage: Welche Rolle spielt Antisemitismus im Wahlkampf der SPÖ?

Eine Buchbesprechung von Danielle Spera und die bekannten Kommentarstrecken runden das Heft ab.

Ein menschliches Gen, das über Religionen hinaus wirksam ist, ist für die reine Freude am Feiern zuständig. Wir von der NU-Redaktion haben dieses Gen rausgelassen, um 10 Jahre NU ausgiebig zu zelebrieren. Wie wir und unsere Gäste dabei ausschauen, sehen Sie auf unserer Fotostrecke.

Schließlich findet sich hier noch ein Plätzchen für unser Spendenkonto. Scheuen Sie sich nicht, NU zu unterstützen: BA-CA (BLZ 12000), Kontonummer 08573 923 300.

Ich wünsche Ihnen ein erfolgreiches, gesundes und fröhliches Neues Jahr. Herzlich Shana Towah,

Ihr Peter Menasse Chefredakteur

Zuschriften an office@nunu.at oder Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum: 1011 Wien, Postfach 1479

MEMOS



UNS AMÜSIERT ...

... Die Aktion "Wiener Blut" der SPÖ-Kandidatinnen mit Migrationshintergrund. Sie trafen sich zum gemeinsamen Blutspenden in der Wiener Blutspendezentrale des Roten Kreuzes, um gegen die Plakate der Wiener FPÖ zu protestieren. Auf denen wirbt Heinz-Christian Strache für den Schutz des "Wiener Bluts". Die Antwort der roten Migranten: "Wiener Blut - Vielfalt tut gut".

UNS FÄLLT AUF ...

... Wie sehr Chelsea Clintons Hochzeit mit dem Investmentbanker Marc Mezvinsky die Gemüter erregt, auch die jüdischen. Die Zeremonie in dem kleinen Örtchen Rhinebeck vereinte Elemente des jüdischen des Ehemanns und des protestantischen Glaubens der Braut. Die Trauung nahmen ein methodistischer Reverend und ein Rabbi vor. Geheiratet wurde Freitagabend, also am Sabbat. In Internetforen gingen nicht nur deshalb die Wogen



hoch. "Da wird alles mit Füßen getreten, was Judentum ausmacht", schrieb etwa ein Poster. "Der Mann steht mit seiner reichen Shiksah (gemeint ist "Schickse", abwertend für "Christenmädchen") da und spielt gläubigen Juden! Unterschreibt am Sabbat eine Ketubah! Trinkt sicherlich Yain Nesek! Danach wird noch treif gefressen und Blumen stehen da für 300.000 Dollar! Natürlich gab es auch keinen Eruv, das sind Feinheiten, die der anwesende "Rabbiner" ja nicht mal kannte."



UNS INTERESSIERT ...

... Die neue Zusammensetzung des amerikanischen Supreme Court. Das Höchstgericht besteht nach der Nominierung der liberalen, jüdischen Juristin Elena Kagan durch Präsident **Barack Obama Anfang August** nicht nur erstmals aus drei Frauen, sondern auch aus drei jüdischen und sechs katholischen Richtern. Ruth Bader-Ginsburg und Stephen Breyer sind die anderen beiden jüdischen Mitglieder. Die religiöse Ausrichtung der Höchstrichter ist normalerweise kein Thema, aber mit Kagans Berufung ist nun kein Protestant mehr vertreten, obwohl diese Glaubensgruppe die größte Religionsgemeinschaft in den USA bildet.

UNS ERFREUT ...

... Dass NU-Redakteure immer wieder unter die Buchautoren gehen. Am 23. September erscheint Barbara Tóths neues Buch, das sie gemeinsam mit Franz Küberl geschrieben hat. "Mein armes Österreich. Und wie es reicher sein könnte" im Ueberreuter Verlag. Es schildert in Reportagen, wie Menschen am Rande der Gesellschaft in Österreich leben und wie ihnen ganz konkret geholfen werden kann.

UNS GEFÄLLT ...

... Dass es demnächst ein neues soziales Netzwerk im Internet geben könnte, das den beziehungsreichen Namen "Diaspora" trägt. Das Team hinter dem Projekt Diaspora verspricht ein Netzwerk auf Open-Source-Basis, das die Privatsphäre beachtet und den Nutzern die Kontrolle über ihre Daten gibt. Es will damit Facebook & Co. Konkurrenz machen. Schon im Oktober soll eine Public-Alpha-Version für Endnutzer bereitgestellt werden. Entwickelt wurde das Projekt von vier Studenten der New York University. "Wir wollen Leuten die Werkzeuge in die Hand geben, die es ihnen ermöglichen, über ihre Informationen zu verfügen", sagte Maxwell Salzberg.









SEITE 17 SEITE 29 SEITE 44

EDITORIAL 3	SERIE ERZÄHLEN SIE MIR 21	REZENSION II 38
	Warum Edith Wein die	Das spannende Leben des New Yor-
MEMOS 4	Frauenbewegung nichts brachte Von Ruth Eisenreich	ker Galeristen Leo Castelli Von Danielle Spera
AKTUELL	COVER	WELT
KULTURKAMPF UM WIEN 6	INTERVIEW 24	LEBENSGESCHICHTEN 39
Religion spielt im Wiener	Der Vater der Großgruppenanalyse	Die vielen Leben der Scarlett Epstein
Wahlkampf eine große Rolle.	über seine frühe Begeisterung für	Von Axel Reiserer
Wer profitiert davon?	die Psychoanalyse und die wilden	SERIE JÜDISCHE MUSEEN 44
Von Nina Horaczek und	1960er Jahre	Eine Spurensuche: das Jüdische
Barbara Tóth	Von Martin Engelberg	Museum in Bratislava
	MAMMELOSCHN 28	Von Petra Stuiber und Fritz Neumann
J-Call will Kritik an Israel vom	Meschigge	
Antisemitismusvorwurf befreien.	Von Erwin Javor	EIN SUCHBILD AUF JIDDISCH 49
Von Herbert Voglmayr		Von Michaela Spiegel
HINTERGRUND 10	KULTUR	
Die EU sucht nach einheitlichen	LITERATUR 29	ALLTAGSGESCHICHTEN 50
	Was passiert, wenn man streng nach der Bibel lebt?	Hundescheiße und Fledermäuse
Regelungen für das Schächten.	Ein New Yorker hat es versucht	Von Erwin Javor
Von Katja Sindemann	Von Cornelia Mayrbäurl	KOMMENTAR 51
EXKLUSIVE ERINNERUNGEN 12	ZEITGESCHICHTE 32	Eine bemerkenswert unkluge Aktion
Anekdoten von und mit jüdischen	Hitlers Propagandaschlacht in	Von Martin Engelberg
Genies und Geistesgrößen	arabischern Ländern	W. FLOTA ITS 04 04 IT
Von Georg Markus	Von Lukas Wieselberg	IN EIGENER SACHE 52
von Georg Markus	THEATER 34	10 JAHRE NU – DAS FEST
WIFN	Die Wandlung der Passionsfestspiele	UNSERE AUTOREN 54
	in Oberammergau	
PORTRÄT 17	Von Eric Frey	DAJGEZZEN UND
Melissa Hacker machte sich auf	REZENSION I 36	CHOCHMEZZEN 55
Spurensuche ihrer Eltern in Wien –	Woher stammen die Israelis? Ein	Von Peter Menasse und Erwin Javor
und landete in der Nationalbibliothek	neues Buch geht dieser Frage nach	
Von Peter Menasse	Von Thomas Schmidinger	IMPRESSUM 56
	office@nunu.at www.nunu.at	

Karl Lueger lässt grüßen

Im Wiener Wahlkampf spielt nicht nur Antiislamismus, sondern auch Antisemitismus eine Rolle. Die SPÖ ist nicht unschuldig daran. Für Heinz-Christian Strache ist die Gaza-Flotilla-Solidaritätsaktion der Sozialdemokraten jedenfalls ein gefundenes Fressen.

VON NINA HORACZEK UND BARBARA TÓTH

Heute erinnern sich hochrangige Wiener Sozialdemokraten nur mehr ungern an die überstürzte Aktion. "Hätte der Gemeinderat zwei Tage später getagt, wäre es sicher nicht zu dieser Resolution gekommen", meint etwa ein führender Wahlkampfmanager. Der Gemeinderat tagte aber ausgerechnet am 31. Mai, an jenem Montagmorgen, an dem, kurz nach vier Uhr früh, das unter der Flagge der Komoren fahrende Schiff "Mavi Marmara" mit Hilfsgüter für den Gazastreifen von einem Spezialkommando der israelischen Marine geentert wurde. Die Fakten waren wenige Stunden später unklar, die internationale Empörung groß, und der Wiener Gemeinderat, angeleitet vom roten Gemeinderat Omar Al-Rawi, beschloss einstimmig jene Resolution, über die heute niemand mehr so recht sprechen möchte. "Mit Schock und Entsetzen hat die Welt heute die Nachrichten erhalten über das Vorgehen der israelischen Marine gegen den humanitären Einsatz einer internationalen Hilfsflotte für die Bevölkerung im Gazastreifen mit mindestens zehn Toten und mehreren Verletzten", textete Al-Rawi, der als roter Verbindungsmann zur muslimischen Wählerschaft gilt. "Der Wiener Gemeinderat verurteilt das brutale Vorgehen gegen die friedliche Hilfsflotte – noch dazu in internationalen Gewässern – auf das Schärfste."

Es ist nicht nur ungewöhnlich, dass ein regionales Politikforum eine Resolution dieser Größenordnung beschließt, bemerkenswert sind auch das Tempo und die Achtlosigkeit, mit denen die Erklärung abgefertigt wurde. Die Mehrzahl der Abgeordneten vergaß in der tagesaktuellen Empörung eine der Grundlagen der Politik: Handle erst, wenn du gesicherte Fakten zur Hand hast. "Das lief einfach aus dem Ruder", meint ein Beobachter rückblickend.

Für viele kritische Beobachter ist die Aktion aber mehr als nur ein peinlicher Geschäftsordnungsunfall, sondern Beweis dafür, dass Antisemitismus oder zumindest Antizionismus in der heutigen SPÖ immer noch einen Platz hat. Auch aus wahltaktischen Gründen. "Um die Stimmen von 200.000 in Wien lebenden Muslimen abzukassieren, macht Michael Häupl einen auf Karl Lueger light", urteilte der Journalist Christian Ortner kurze Zeit später, die Muslime würden schließlich in "einem Milieu (leben), dem Antisemitismus nicht gänzlich unbekannt ist."

Der Vorwurf des linken Antisemitismus trifft die SPÖ bei weitem nicht

zum ersten Mal. Der Generalsekretär der Gesellschaft Österreichisch-Arabischer Beziehungen, Fritz Edlinger, Bruder des ehemaligen Finanzminister Rudolf Edlinger, hörte ihn laufend. "Es gibt eine lange internationale Debatte, wo hört legitime Israelkritik auf und wo fängt Antisemitismus an. Da spiele ich in Österreich eine gewisse Rolle. Bestimmte jüdische Journalisten verbreiten halt seit Jahren die These, der Herr Edlinger ist ein typisches Beispiel eines linken Antisemiten. Das tut mir mit meiner SPÖ-Vergangenheit zwar sehr weh, aber so ist es halt." Auch der ehemalige Landtagspräsident Johann Hatzl musste sich Antisemitismus vorwerfen lassen, nachdem er im Jahr 2002 Israels Ministerpräsidenten Ariel Sharon einen "Staatsterroristen" an der Spitze einer "Schandregierung" genannt hatte. Damals verteidigte ihn Karl Blecha, Präsident des SPÖ-Pensionistenverbandes und der Gesellschaft für Österreichisch-Arabische Beziehungen. Im Jahr zuvor hatte er bei einer Palästina-Veranstaltung in Wien Israel einen "Unrechtsstaat der Rassendiskriminierung", die Intifada eine "großartige Reaktion eines Volkes" genannt, Wortbrüche seien überhaupt "eine zionistische Tradition".



Historiker beschäftigten sich mit der Frage, ob es in der österreichischen Linken eine Tradition des Antisemitismus gibt, seit langem. Die Zeithistorikerin Margit Reiter kommt in ihrer Studie "Unter Antisemitismus-Verdacht. Die österreichische Linke und Israel nach der Shoah" zum Schluss, dass es so etwas wie einen "Antisemitismus ohne Antisemiten" gibt, weil die Sozialisten, aber auch die KPÖ und die linke Studentenbewegung, bloß eine "marxistisch-ökonomistische" Faschismus-Analyse angestellt hätten. Diese habe die Gegnerschaft zum Antisemitismus als selbstverständlich vorausgesetzt, aber Israel keine "Sonderrolle" in der Geschichte zuerkannt - was nach Auschwitz aber notwendig gewesen wäre. Die Linke in Österreich war eben, anders als ihre Genossen in Deutschland, bis in die 1980er-Jahre dem Selbstverständnis als kollektives Opfer verhaftet. Für deutsche Linke ist Israel im Sinne einer "Verlängerung der Geschichte" stets die "stellvertretende Instanz für die überlebenden NS-Opfer", für österreichische Linke nicht unbedingt. "Linker Antisemitismus" kommt also oft in Gestalt von "Anti-Zionismus" daher. "Wenn aus einem ehemaligen Täterland argumentiert wird, tut man das mit bestimmtem historischem Gepäck. Für diesen Zusammenhang mangelt es manchen Linken an Sensibilität", meint Reiter.

Antisemitismus von Links wird zur Wahlkampfmunition für rechte Parteien.

Das ist auch der ideologische Rahmen, in dem die rote Fraktion im Wiener Gemeinderat agierte. "Dass viele Abgeordnete in einer Phase sozialisiert wurden, als Bruno Kreisky enge Kontakte zur arabischen Welt hielt und der Verband sozialistischer Studenten eine eigene Palästina-Gruppe, kommt natürlich auch dazu", meint ein Beobachter.

Für einen, den die SPÖ wohl kaum im Sinne hatte, ist die Gaza-Flotilla-Solidaritätsaktion der Sozialdemokraten jedenfalls ein gefundenes Fressen im Wiener Gemeinderatswahlkampf: für Heinz-Christian Strache.

Zuerst unterzeichnete der freiheitliche Klub im Wiener Rathaus die Resolution einstimmig. Dann kritisierte Strache, der nicht nur Bundesparteichef sondern auch Wiener FPÖ-Chef und Spitzenkandidat der Wiener Gemeinderatswahl ist, lautstark vermeintlich antisemitische Umtriebe in der SPÖ. So gebe es laut Strache "viele Kandidaten auf den Listen der SPÖ, die wiederholt bei Veranstaltungen antisemitisch und islamistisch gegen Israel gehetzt" hätten. Strache forderte den roten Gemeinderat Omar Al-Rawi

aufgrund dessen "unglaublicher Entgleisungen" auf zurückzutreten und nannte die SPÖ eine "Islamistenpartei". Hintergrund dieses Vorwurfes ist die Tatsache, dass Al-Rawi vergangenen Juni Co-Organisator einer Demonstration war, die die israelische Militäraktion kritisierte und auf der es zu offen antisemitischen Ausfällen kam.

FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache beschäftigt das Thema Israel schon seit vielen Jahren. So erzählte der frühere FPÖ-Chef Jörg Haider in einem seiner letzten Interviews vor seinem Tod, als er noch FPÖ-Parteivorsitzender war, hätte Strache ihn bedrängt, doch mit ihm an einer Delegation nach Israel teilzunehmen. "Wenn uns die Juden akzeptieren, da haben wir dann kein Problem", habe Strache zu ihm gesagt. Haider weigerte sich damals, nach Israel zu reisen wohl auch, weil er wusste, dort nicht erwünscht zu sein. Also fuhr Strache im Jahr 2002, damals noch einfacher Wiener Gemeinderat, ohne Haider. Organisiert wurde die Reise von David Lasar, einem Wiener Juden, der für die FPÖ im Gemeinderat sitzt. Lasar erfüllt für Strache eine ähnliche Funktion, wie dies der frühere FPÖ-Europaparlamentarier und Jude Peter Sichrovsky in den Neunzigerjahren für Jörg Haider tat.

Nach dieser Israel-Reise, die im Jahr 2002 medial kaum wahrgenommen wurde, erzählte Strache gerne vor Journalisten, dass er als erster freiheitliche Politiker "zu einem offiziellen Staatsbesuch in Israel" eingeladen gewesen sei – bis ihn der ORF-Moderator Armin Wolf in einem ORF-Sommergespräch aufklärte, dass erstens nur der Bundespräsident befugt ist, offizielle Staatsbesuche zu machen, und Strache zweitens von keinem einzigen hochrangigen Repräsentanten des Staates Israel zu einem Besuch eingeladen worden war.

Stattdessen hatte Lasar organisiert, dass ein völlig unbedeutender Ausstellungsmacher Strache zu einer Salvatore-Dalí-Ausstellung einlud, die zufällig in der Residenz des damaligen israelischen Staatspräsidenten Mosche Katzav gezeigt wurde. Aber immerhin stellte Strache klar, "Israel hat wie jedes Volk ein Recht auf einen eigenen Staat."

Die Hetze gegen Juden und gegen Israel überlässt der FPÖ-Chef nämlich ienen Parteifreunden, die in der zweiten Reihe stehen. Dem Wiener Gemeinderat und Straches Waffenbruder Johann Gudenus zum Beispiel. Gudenus, der im Wiener Wahlkampf auf Platz zwei gleich hinter Strache kandidiert und nach der Wahl neuer freiheitlicher Stadtrat werden soll, sprach als Vorsitzender der Freiheitlichen Jugend gerne vom "israelischen Staatsterrorismus". Gerhard Kurzmann, Spitzenkandidat der Freiheitlichen bei den Landtagswahlen in der Steiermark, meinte wiederum, der "Judenstaat" müsse endlich begreifen, "dass sich die zivilisierte Staatengemeinschaft von Staatsterroristen nicht länger auf der Nase herumtanzen" lasse. Und er meinte auch, würde er in Österreich an der Macht sein, hätte er die diplomatischen Beziehungen zu Israel längst stillgelegt. Weil das noch nicht reicht, ist Kurzmann, immerhin acht Jahre nach Zusammenbruch des Nationalsozialismus geboren, bis heute stolzes Mitglied der Kameradschaft IV, dem Traditionsverband der Waffen-SS-Veteranen.



"Linker Antisemitismus kommt oft in Gestalt von Anti-Zionismus daher." Historikerin Margit Reiter



"Ich sehe an dieser Resolution auch heute nichts Falsches." SPÖ-Integrationsbeauftragter Omar Al-Rawi



"Um die Stimmen von 200.000 in Wien lebenden Muslimen abzukassieren, macht Michael Häupl einen auf Karl Lueger light." Journalist Christian Ortner

Auch Martin Graf, FPÖ-Politiker, Dritter Nationalratspräsident und Mitglied der berüchtigten Burschenschaft Olympia, hat kein Problem damit, den Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde, Ariel Muzicant, als "Ziehvater des antifaschistischen Linksterrorismus" zu diffamieren. Grafs Bundesbruder Harald Stefan, freiheitlicher Nationalratsabgeordneter und neben Johann Gudenus einer der engsten Vertrauten von FPÖ-Chef Strache, erklärte wiederum, er "mache einen Sekt auf, wenn der israelische Botschafter nicht mehr in Wien ist". Später korrigierte Stefan, die Sektflasche werde nur geköpft, wenn die FPÖ bei einer Wahl so stark werde, dass sie in die Regierung gehen könne. Aber sollte der israelische Botschafter wirklich Österreich verlassen, wenn die FPÖ unter Strache in eine Regierung komme, so würde ihn das auch nicht stören. Die Olympia, bei der die beiden Herren aktiv sind, weigert sich übrigens bis heute, Juden aufzunehmen. Und hier schließt sich der Kreis wieder: Denn auf der Bude der Olympia war auch Strache immer wieder gerne gesehener Gast.

SPÖ und FPÖ bemühen sich in Wahlkampf um den Wiener Gemeinderat nach Kräften, ein Duell um die Führung der Stadt zu inszenieren. Für beide Parteien scheint aber zu gelten, was NU-Chefredakteur Peter Menasse dem roten Muslimenvertreter Al-Rawi in einem Streitgespräch in der Wiener Zeitung bereits vorgeworfen hatte: "Wenn am 10. Oktober in Wien Gemeinderatswahlen sind, dann vergleichen sämtliche Parteien die Zahl der potenziellen türkisch-stämmigen Wähler mit der Zahl möglicher jüdischer Wähler. Da ziehen die Juden klar den Kürzeren und deshalb sind im Gemeinderat alle, ausnahmslos alle Parteien aufgestanden." Al-Rawi ist anderer Meinung: "Ich sehe an dieser Resolution auch heute nichts Falsches."

Liegt, wer Israel kritisiert, immer falsch?

Eine Initiative der jüdischen Diaspora in Europa namens JCall fordert ein Umdenken.

VON HERBERT VOGLMAYR

JCall ist eine politische Initiative europäischer Juden, die sich als neue jüdisch-europäische Stimme zu Angelegenheiten des Staates Israel zu Wort melden will. Der Name JCall steht für "Jewish Call for Reason" (jüdischer Appell an die Vernunft) und meint eine Politik, die auf einer dezidiert prozionistischen Überzeugung gründet, jedoch die israelische Regierungspolitik nicht in jedem Fall bedingungslos unterstützt, wenn sie diese für falsch hält. Erstmals trat JCall Anfang Mai 2010 an die Öffentlichkeit, als sie in Brüssel eine von über 3000 europäischen Juden unterzeichnete Petition an das EU-Parlament vorlegte, welche vor allem den Stopp des Siedlungsbaus im Westjordanland und in Ost-Jerusalem verlangt und die EU auffordert, sich für eine vernünftige und schnelle Regelung des israelisch-palästinensischen Konflikts zu engagieren, gemäß dem Prinzip "zwei Staaten für zwei Völker". Die Zahl der Unterschriften für die Petition ist auf der Website www.jcall.eu mittlerweile auf über 7000 angewachsen. Die Initiative ging von einer kleinen Gruppe von Juden aus, die Mitglieder verschiedener jüdischer Organisationen in europäischen Ländern sind und zu denen etwa die französischen Philosophen Bernard-Henri Lévy und Alain Finkielkraut zählen sowie mehrere jüdische Mitglieder des Europäischen Parlaments. Ähnlich der amerikanisch-jüdischen Lobbyorganisation "J Street" vertreten die Leute von JCall die Auffassung, dass eine unkritische Unterstützung der israelischen Regierungspolitik nicht automatisch den echten Interessen des Staates Israel dient. Sie wollen eine europäische Bewegung gründen, deren Ziel die Sicherung Israels als jüdischer und demokratischer Staat ist, was jedoch die Koexistenz mit einem souveränen und lebensfähigen palästinensischen Staat voraussetze. Damit wurde natürlich eine umfangreiche

Diskussion ausgelöst, die von heftigen Pros und Kontras geprägt ist. Etablierte jüdische Organisationen wie etwa CRIF (Dachverband jüdischer Organisationen in Frankreich) kritisieren JCall scharf und sagen, ihre Petition sei verantwortungslos, weil sie den Feinden Israels in die Hände spiele und ein belagertes Israel noch mehr unter Druck setze. Manche sprechen in Emails sogar von Verrätern. Dem hält JCall entgegen, dass sie CRIF als offizielle Repräsentanz der französischen Juden selbstverständlich anerkenne, dass aber 70 bis 80 Prozent der französischen Juden weder CRIF noch einer anderen Organisation angehören und sich daher nicht vertreten fühlen. Ein anderer, häufig geäußerter Kritikpunkt ist das Argument, Israel sei kein europäisches Land und daher hätten europäische Juden kein Recht, Israel zu kritisieren. Dem entgegnen Befürworter von JCall, dass sich Israel als jüdischen Staat bezeichne und daher auch Kritik von Diaspora-Juden akzeptieren müsse. Israel könne nicht die Juden in aller Welt auf die Rolle politischer Gefolgschaft und materieller Unterstützung beschränken und in Geiselhaft nehmen für eine nationalistische Politik, die vorwiegend auf militärische Härte setzt. Pro-palästinensische Gruppen kritisieren, dass die Petition sehr zionistisch sei und die Palästinenser nicht direkt einbeziehe, vielmehr die alten zionistischen Ansprüche nur neu verpacke. Dazu sagt JCall, ihre Bewegung sei eine von Juden und Zionisten und nicht von Palästinensern, sie würde aber durchaus ihre Aufmerksamkeit auf die palästinensischen Ansprüche richten und manche Aspekte des Problems neu fokussieren. Neben heftiger Kritik gibt es auch sehr positive Reaktionen, etwa in den USA, wo prominente jüdische Bürger, unter ihnen Rabbis, Richter, Schriftsteller und Intellektuelle, im Gefolge von JCall einen ähnlichen

Aufruf namens "for the sake of Zion" (um Zions Willen) ins Leben gerufen haben. Einige der Initiatoren, die bisher die Formel "Frieden durch Sicherheit" verteidigten, rücken jetzt davon ab und sagen, Israel müsse auf einen Kurs des Friedens mit den Nachbarn einschwenken, um jene Sicherheit zu gewinnen, die nicht aus militärischer Stärke, sondern aus der Verhinderung weiterer Kriege entstehe. Sonst würde sich - wie auch JCall betont - Israel bald mit zwei katastrophalen Alternativen konfrontiert sehen: Entweder werden die Juden eine Minderheit im eigenen Land sein oder es werde ein Regime entstehen, das eine Schande für Israel wäre und die Gefahr eines Bürgerkriegs heraufbeschwören würde. Die Debatte zeigt, dass sich in den europäischen (und amerikanischen) jüdischen Gemeinden – bei all ihrer Unterschiedlichkeit – die Stimmung langsam ändert. Immer mehr europäische Juden stehen dem israelischen Siedlungsbau kritisch gegenüber und wollen nicht länger zusehen, wie ihre Gemeinden damit identifiziert werden. Dabei sind liberale politische Positionen, wie sie JCall vertritt, in der jüdischen Diaspora nicht neu. Neu ist allerdings, dass sie sich in dieser publizistischen Deutlichkeit formieren und quasi offiziell die Bühne des politischen Diskurses betreten. Bisher waren jüdische Intellektuelle in Europa wegen der schweren historischen Last der Shoah immer zurückhaltend, ihre Bedenken gegen Israels Politik förmlich zu äußern. Jetzt scheint aber eine innerjüdische Diskussion in Gang zu kommen (wie sie übrigens in Israel schon lange und viel offener geführt wird als in Europa), um neue Wege zu einer politischen Lösung des komplexen Nahostkonfliktes zu finden. Möglicherweise wird ein solcher Versuch ja wieder scheitern, aber vielleicht wenigstens besser scheitern als bisher.

Der umstrittene Schnitt

Wer schächtet, muss in Deutschland, Österreich oder der Schweiz unterschiedliche Gesetze befolgen. Die EU will bis 2013 eine einheitliche Regelung schaffen.

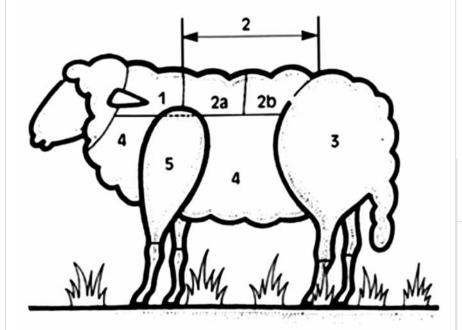
von katja sindemann

Lokalaugenschein bei einem Fleischhauer auf der Mazzesinsel. Hier kennt jeder jeden. Der Chef begrüßt persönlich seine Kunden. Die angebotenen Artikel liegen fein säuberlich in der Glasvitrine. Es sind allesamt koschere Fleischwaren. Die Kaschrut, die jüdischen Speisegesetze, werden hier selbstverständlich eingehalten, allen voran die nicht unumstrittene Prozedur des Schächtens (hebräisch: Schechita).

Die unbetäubten Tiere werden dabei durch einen schnellen Schnitt durch Luft- und Speiseröhre, Halsschlagader, Vagusnerven und Venen getötet. Voraussetzung dafür ist ein scharfes, langes Messer, dessen Schliff keine Scharten aufweisen darf. Anschließend werden die Tiere kopfüber aufgehängt, damit sie ausbluten. Die großen Blutadern werden entfernt. Danach werden die Fleischteile abwechselnd gesalzen – damit noch

verbliebenes Blut aus den Gefäßen gezogen wird – und mit Wasser gewaschen. Das Schächten darf nur durch einen ausgebildeten Schochet (Schächter) erfolgen. Dieser muss sich sowohl in der anatomischen Beschaffenheit der Tiere als auch in der Religion auskennen. Und die Gebote einhalten. Seine Befähigung wird vom Rabbiner jährlich überprüft.

Das Schächten wurde in der Vergangenheit immer wieder kritisiert, weil die Tiere vorher nicht betäubt werden. Von jüdischer Seite wird argumentiert, dass die Tiere durch den raschen Abfall des Blutdruckes und darauf folgendem Sauerstoffmangel im Gehirn sofort betäubt seien und keine Schmerzen erleiden würden. Gegner bezweifeln dies, da die Blutversorgung des Gehirns auch durch Blutgefäße an der Wirbelsäule und im Nacken erfolge, die durch den Schächtschnitt nicht durchtrennt werden. Sofortige Bewusstlosigkeit sei nicht immer gegeben. Videoauf-



Die Nahrungsmittelindustrie hat inzwischen das Marktpotenzial von Halal-Produkten erkannt – alleine in Europa sind das 12–15 Milliarden Euro jährlich.

Die Tierschutzbewegung war zu Beginn auch mit Antijudaismus verbunden. Vorurteile gegenüber Andersgläubigen bestehen bis heute.

nahmen von Schächtungen würden mitunter Tiere im qualvollen Todeskampf zeigen. Obwohl Tierschützer konzedieren, dass das Schächten in früherer Zeit die schonendste Methode der Tötung gewesen sei, wird sie heute angesichts moderner Betäubungsmittel als veraltet und inhuman abgelehnt.

Nun hat sich auch die Europäische Union des Themas angenommen. Mit dem EU-Forschungsprojekt DI-AREL (Dialog über das religiöse Schlachten), das auch Religionsvertreter sowie Halal- und Koscher-Zertifizierer einbindet, soll die strittige Frage geklärt werden, ob und wie eine religiöse Schlachtung ohne vorherige Betäubung mit einer tierschutzkonformen Tötung vereinbar ist. Ein Experte ist der Philosoph und Tiermediziner Jörg Luy, der an der Freien Universität Berlin 2004 auf den neu eingerichteten Lehrstuhl für Tierethik und -schutz berufen wurde.

Tatsächlich gibt es in den europäischen Ländern beträchtliche Unterschiede, wie mit dem Thema Schächten umgegangen wird. In Österreich werden die Tiere unmittelbar nach dem Schächtschnitt in Anwesenheit eines Tierarztes betäubt (post-cutstunning). In der Schweiz (und in Schweden) ist das Schächten generell verboten, zugleich gibt es eine Importerlaubnis für geschächtetes Fleisch. Das DIAREL-Projekt hat die unterschiedlichen Rechtslagen in den EU-Ländern als auch die religiösen Schlachtpraktiken sowohl in Bezug auf die Arbeitsabläufe als auch die behördliche Praxis erhoben. Laut der EU-Verordnung 1099/2009 soll ab dem 1. Januar 2013 ein einheitlicher Vollzug in Europa gelten - nach Aussage von DIAREL eine Herausforderung.

Auch, weil durch den Zuzug von Muslimen in Europa der Bedarf an Halal-Fleisch (Halal: erlaubt, rein) stark gestiegen ist. Muslime dürfen nur Fleisch geschächteter Tiere essen, das Essen von Blut ist im Islam verboten. Der Schlachter muss gläubiger Muslim sein, die Tiere werden Richtung Mekka ausgerichtet und beim Schächten wird Allah angerufen. Der Schächtschnitt ist der gleiche. Die Re-Islamisierung seit den 1970er-Jahren bewirkte, dass Muslime die Speisevorschriften verstärkt beachten. Das bezieht sich nicht nur auf Fleisch, sondern auch auf Lebensmittel, die Gelantine aus Schweinefett oder andere unerlaubte Zutaten beinhalten. So produziert ein bekannter Hersteller seine Fruchtgummis für Muslime in der Türkei aus Rindergelantine.

Die Nahrungsmittelindustrie hat inzwischen das Marktpotenzial von Halal-Produkten erkannt - nach Schätzung des Halal Knowledge Center weltweit ein Wert von 1 Billion US-Dollar, in Europa 12–15 Milliarden Euro – und darauf reagiert. In Dänemark wurde die Geflügelproduktion, die großteils in muslimische Länder exportiert wird, auf Halal umgestellt, der brasilianische Rindfleischexport ebenfalls. In Deutschland hat ein islamischer Metzger nach jahrelangem Rechtsstreit durch die Instanzen erwirkt, dass er mit Ausnahmegenehmigung schächten darf. Dies rief heftigen Protest hervor.

Die Grundlage für das Schächten ist das göttliche Verbot, Blut zu essen. Es findet sich erstmals im Buch Bereschit: "Allein esset das Fleisch nicht mit seinem Blut, in dem sein Leben ist" (1. Mose 9,4). Das Gebot wird im Buch Wajikra wiederholt: "Und wer vom Haus Israel … irgendwelches Blut isst, gegen den will ich mein Antlitz kehren und will ihn aus seinem Volk ausrotten. Denn des Leibes Leben ist im Blut, und ich habe es euch für den Altar gegeben, dass ihr

damit entsühnt werdet ..." (3. Mose 17,10–12)

Das Bluttabu findet sich in der Antike bei vielen Völkern. Es gibt verschiedene kulturhistorische Theorien, warum das Blutverbot erlassen wurde. Der Religionswissenschaftler Pinchas Lapide vermutete, dass ein Blutrausch vermieden werden sollte. Die Vorschrift für das Schächten findet sich nicht in der Thora, sondern im Talmud, in einer Schrift des mittelalterlichen spanischen Philosophen Maimonides sowie im "Schulchan Aruch" des sephardischen Rabbiners Joseph Karo, einem Handbuch für die richtige Lebensführung.

Als sich im 19. Jahrhundert in Europa eine Tierschutzbewegung zu formieren begann, wurde Tierschutz erstmals mit Antijudaismus verbunden. Der Antisemit Richard Wagner war beispielsweise ein leidenschaftlicher Tierschützer. Schächten wurde in Deutschland als Ausdruck "jüdischer Medizin" verunglimpft. Der Nationalsozialismus setzte sich propagandistisch für Tierschutz ein, womit Agitation gegen das Schächten einherging. 1933 wurde es unter Strafe gestellt. Juden mussten nun koscheres Fleisch importieren. Die Tierschutzgesetzgebung der Nazis wurde nach 1945 von beiden deutschen Staaten übernommen. Das Töten unbetäubter Wirbeltiere ist nach wie vor untersagt. §4a des deutschen Tierschutzgesetzes sieht allerdings eine Ausnahmegenehmigung für Religionsgemeinschaften vor, denen das Schächten vorgeschrieben ist. Nur daher dürfen Juden in Deutschland schächten. Ein Regelung, die sich mit der einheitlichen EU-Verordnung ab 2013 ändern könnte.

Katja Sindemann geht in ihrem neuen Buch "Götterspeisen. Kochbuch der Weltreligionen" (metroverlag) auch auf das Thema Schächten ein.

"Ich spiel nur Päpste"

Im zweiten Teil seiner "Erinnerungen an ganz normale jüdische Genies" schreibt der bekannte Schriftsteller und Zeitungskolumnist über Begegnungen mit Gerhard Bronner, Frederic Morton, Hugo Wiener, Friedrich Hacker, Marta Eggerth – und noch einmal über Billy Wilder, Karl Farkas und Marcel Prawy.

VON GEORG MARKUS

Vor Jahren freundete ich mich in der damaligen Broadway Pianobar am Wiener Bauernmarkt mit Gerhard Bronner an, der dort sein zweites Wohnzimmer aufgeschlagen hatte und sich fast jeden Abend ans Klavier setzte, um die Gäste mit seinen Kabarettklassikern zu erfreuen. In langen Nächten erzählte er mir aber auch aus seinem Leben und von den Menschen, denen er begegnet war. Einer von ihnen war der aus Wien stammende und in die USA emigrierte Schauspieler Hugo Haas, der

nach dem Krieg in Los Angeles bei der deutschsprachigen Aufführung von Bert Brechts Schauspiel "Leben des Galilei" die Rolle Papst Urbans VIII. spielte, der dem großen Mathematiker den Prozess machte. Dank seiner stattlichen Erscheinung – und ungeachtet seiner jüdischen Herkunft – war Hugo Haas von Publikum und Presse als respektabler Darsteller des Heiligen Vaters gewürdigt worden. Jahre später lud Bronner den inzwischen heimgekehrten Hugo Haas ein, an seinem Kärntnertortheater – dem

heute von uns allen so geliebten Stadttheater Walfischgasse – eine Rolle zu übernehmen. Auf die Frage, um welche Art von Rolle es sich handelte, erklärte Bronner, dass er einen jüdischen Journalisten spielen sollte. "Tut ma leid", erwidere Hugo Hass in sehr jiddischem Tonfall. "Ich spiel nur Päpste!"

Wann immer Frederic Morton in Wien ist, genieße ich es, ihm beim Erzählen seiner Geschichten zuzuhören. Er kam hier 1924 als Fritz Man-



"Stellen Sie sich vor, ich hab einen Brief vom österreichischen Bundeskanzler bekommen": Friedrich Hacker, Georg Markus

delbaum zur Welt und zählt heute zu Amerikas führenden Schriftstellern und Essayisten. Seine Eltern, mit denen er 1939 in die Emigration gegangen war, erlebten die Gnade, ihren 70. Hochzeitstag feiern zu können, weshalb man damals in ihrer Wahlheimat Miami eine kleine Feier gab. Der 96 Jahre alte Herr stand auf, erhob sein Glas und sagte, nach sieben gemeinsam verbrachten Jahrzehnten, zu seiner 92-jährigen Frau: "Also, wenn ich gewusst hätte, wie lang unsere Ehe dauern wird, hätte ich mir das damals genauer überlegt!"

Irgendwann erklärte mir Fred Morton auch, warum die von den Exilösterreichern in New York vorrangig frequentierte 72. Straße im Volksmund "Cincinnati-Street" genannt wurde: "Wann immer man dort eine Emigrantin aus Wien traf, wurde sie gefragt: 'Sind Sie net die …?'"

In der ersten "NU"-Folge meiner Begegnungen mit "ganz normalen jüdischen Genies" habe ich erwähnt, was Billy Wilder mir aus seiner Schulzeit in Wien berichtete. Dazu fällt mir noch eine Geschichte ein, die einmal mehr beweist, wie sehr der gefeierte Hollywoodregisseur die Kunst der pointierten Erzählung beherrschte. Er sei wie jeder Mensch davon überzeugt, erklärte er mir, wesentlich jünger auszusehen als alle seine einstigen Schulkameraden. Das war die Einleitung zur eigentlichen Geschichte: "Als ich 1958 nach Wien kam, um hier meinen Film ,Zeugin der Anklage' vorzustellen, wollte ich mich vor der Premiere im Sacher zum Mittagsschlaf niederlegen und bat an der Rezeption, unter keinen Umständen gestört zu werden. Nach zehn Minuten klingelte das Telefon, und der Portier sagte, da sei ein Schulfreund, der mich sprechen wollte. Was blieb mir anderes übrig, als ihn zu empfangen. Ein alter, sehr zerknittert aussehender Mann, den ich nicht erkannte, stand vor mir. Als



"Wenn ich gewusst hätte, wie lange unsere Ehe dauern wird, hätte ich mir das damals genauer überlegt": Wann immer er in Wien ist, genieße ich es, Frederic Morton beim Erzählen seiner Geschichten zuzuhören

ich ihn ein paar Mal höflichkeitshalber "Weißt du noch, wie wir damals …?" gefragt hatte, unterbrach mich der Greis und sagte: "Entschuldigen Sie, Herr Wilder, das ist ein Missverständnis, nicht ich bin mit Ihnen zur Schule gegangen, sondern mein verstorbener Vater!"

Auch zu Karl Farkas, für den ich 1969/70 am Kabarett "Simpl" arbeitete, fällt mir noch eine Geschichte ein: Fritz Grünbaum, sein kongenialer Doppelconférence-Partner aus der Zwischenkriegszeit, hatte einmal gemeinsam mit seinem Kabarettkollegen Paul Morgan den Auftrag erhalten, eine in Berlin laufende Komödie für ein Wiener Theater zu bearbeiten. Die beiden fuhren nach Berlin. um sich das dort erfolgreich laufende Boulevardstück anzusehen, doch nach wenigen Sätzen war ihnen klar, dass das Lustspiel in seiner Witz- und Geistlosigkeit für Wien vollkommen ungeeignet war. Grünbaum flüsterte Morgan während der Vorstellung ins Ohr: "Paul, ich halt das nicht länger aus, ich geh!"

"Das kannst du nicht machen", erwiderte Morgan, "wir sind eingeladen, man kann nicht einfach weggehen, wenn man Freikarten hat!"

Grünbaum beugte sich diesem Argument, meldete sich aber nach weiteren fünf Minuten neuerlich zu

Wort: "Ich ertrage diesen Schwachsinn nicht. Ich geh!"

Und wieder beschwichtigte Morgan: "Ich sag dir doch, das kannst du nicht machen! Wir haben Freikarten!"

Noch einmal vergingen fünf Minuten, in denen das Stück seinen unaufhaltsam dümmlichen Verlauf nahm. Neuerlich neigte sich Grünbaum seinem Partner Morgan zu. Und sagte jetzt: "Aus! Schluss! Vorbei! Ich renn zur Kassa, kauf zwei Karten und geh nach Hause."

Beide Protagonisten dieser Geschichte, Fritz Grünbaum und Paul Morgan, wurden in den KZs der Nationalsozialisten ermordet.

Für Grünbaum mussten nach dem Krieg am "Simpl" zwei Nachfolger gefunden werden: Ernst Waldbrunn als Partner in der Doppelconférence und Hugo Wiener, der nun gemeinsam mit Farkas die Texte schrieb. Wiener hatte mit seiner Frau Cissy Kraner die Jahre der Emigration in Südamerika verbracht und war danach maßgeblich am Erfolg des Kabaretts in der Wollzeile beteiligt. Letztlich scheiterte die Zusammenarbeit mit dem nicht uneitlen Farkas aber daran, dass dieser den Erfolg für sich allein haben wollte. War vor dem Krieg jedes "Simpl"-Programm als "Farkas-Grünbaum-Revue" angekündigt worden, so stand in der neuen Ära nur noch "Die Farkas-Revue" auf dem Plakat. Als der bescheidene Hugo Wiener seinem Co-Autor einmal vorschlug, das neue Programm in Anlehnung an die alten Zeiten gerechterweise "Farkas-Wiener-Revue" zu nennen, stimmte Farkas sofort zu.

Was aber stand vor der nächsten Premiere auf dem Plakat?

"Die Wiener Farkas-Revue!"

Womit die Zusammenarbeit ein für alle Mal beendet war. Hugo Wiener hat mir das viele Jahre nach Farkas' Tod erzählt. Zu seinen Lebzeiten hätte er vermutlich – da ich für Farkas

gearbeitet hatte – kein Wort mit mir gesprochen. Nun aber schrieben wir viele Fernsehsendungen gemeinsam und ich habe ihn als wirklich noblen Herrn in Erinnerung behalten.

Im Mai 2002 nahm ich für den ORF eine Radiosendung mit der berühmten Sängerin Marta Eggerth auf, die 1938 mit ihrem nicht minder berühmteren Mann Jan Kiepura in die USA geflüchtet war. Sie erzählte aus ihrem Leben und hinterließ mir bei dieser Gelegenheit gleich zwei "NU"taugliche Geschichten. Die gebürtige Budapesterin hatte in Hollywood zu einem Kreis ungarischer Emigranten wie Franziska Gaal, Szöke Szakáll und Emmerich Kálmán gehört, die sich regelmäßig in Los Angeles trafen. Eines Abends stieß - so Marta Eggerth – der berühmte Regisseur Otto Preminger als einziger Nicht-Ungar zu der gerade in heftige Diskussionen verstrickten Magyarenrunde. Der Wiener hörte eine zeitlang zu, schlug dann mit der Hand auf den Tisch und brüllte: "Verdammt noch mal, Ihr seid in Amerika! Sprecht gefälligst Deutsch!"



An dem Marta-Eggerth-Abend im Radiokulturhaus nahm klarerweise auch Marcel Prawy teil, der ja in den USA für sie und Jan Kiepura als Privatsekretär gearbeitet hatte. Als sie so aus alten Zeiten plauderte und Prawy ihr in einer ihrer Erinnerungen heftig widersprach, unterbrach sie ihn mit den Worten: "Marcello, mein Lieber, von diesen Dingen verstehst du nichts. Du solltest dich lieber um die unerledigte Post kümmern, die sich seit 1939 auf meinem Schriebtisch türmt!"

"Ja", gestand Prawy, "ein paar Briefe hab ich noch nicht beantwortet, ich bin einfach noch nicht dazugekommen." Die kleine Verzögerung war kaum der Rede wert, es waren ja erst 63 Jahre vergangen.

Mit Geschichten, die Marcel Prawy mir in unserer langjährigen Freundschaft erzählte, könnte ich ganze "NU"-Ausgaben füllen, was nicht geschehen wird, aber eine sei mir noch gestattet, weil sie so gut hierher passt: Marcello war 1948 Chefdramaturg an der Volksoper, als dort eine Neuinszenierung der Johann-Strauß-Operette "Eine Nacht in Venedig" Premiere feierte. Zu bewundern waren die Sängerinnen Maria Olszewska und Hertha Mayen.

Als Prawy, wie er erzählte, nach der Vorstellung die Damengarderobe betrat, um den Künstlerinnen zu gratulieren, wurde er Zeuge einer Reminiszenz, deren auslösendes Moment Jahrzehnte zurück lag: Die Olszewska war Mitte der 20er-Jahre aus der Staatsoper entlassen worden, weil sie

"Prawy hat meine Post von 1939 noch immer nicht aufgearbeitet", erzählte die Sängerin Marta Eggerth (links) lächerliche 63 Jahre danach. Rechts: "Die Wiener Farkas-Revue": Hugo Wiener, Georg Markus während einer "Walküre"-Aufführung der großen Maria Jeritza ins Gesicht gespuckt hatte, nachdem diese ihrem Ehemann Emil Schipper etwas zu nahe gekommen war.

Ein Vierteljahrhundert war vergangen, als Prawy in die Damengarderobe der Volksoper trat und sogleich feststellen musste, dass die Eifersucht der Olszewska ungebrochen war. Und so kam sie jetzt auf eine weitere Untreue ihres Mannes – wenn auch mit einer ganz anderen Sängerin – zu sprechen. "Dieses Schwein", brüllte die Diva, "er hat mich betrogen mit einer – entschuldigen Sie, Frau Mayen: mit einer Hure! Noch dazu – entschuldigen Sie, Herr Prawy: mit einer jüdischen!"

Beim Stichwort – entschuldigen Sie, liebe Leser – "Hure" muss ich zu Gerhard Bronner zurückkehren. Während seiner nächtelangen Erzählungen in Bela Korenys Broadway Pianobar kam er natürlich auch auf die große Zeit des Wiener Kabaretts und seine kongenialen Mitstreiter Helmut Qualtinger und Georg Kreisler zu sprechen. Und auch darauf, wie



"Geh ma Tauben vergiften im Park ist nicht von mir." Nachsatz: "Es ist nicht einmal von Georg Kreisler": Gerhard Bronner erzählt Georg Markus eine seiner zahlreichen Schnurren

er einmal nach einer Vorstellung in den 50er-Jahren mit Kreisler über die Kärntner Straße ging, auf der damals noch die "Schönen der Nacht" ihrer Kundschaft harrten. Es war eiskalt, schneite und stürmte, als sie an zwei in dicke Schals gehüllten Prostituierten vorbeigingen. Bronner drehte sich nach ein paar Metern um, sah die frierenden Geschöpfe noch einmal an und flüsterte Kreisler zu: "Also, ehrlich, bei dem Wetter möcht ich ka Hur sein!"

Worauf Kreisler die nicht unberechtigte Frage stellte: "Bei welchem Wetter möchst du a Hur sein?"

Als Bronner mir diese Episode erzählte, war er mit Kreisler längst spinnefeind. Die beiden Kabarettlegenden hatten seit Jahrzehnten keinen Kontakt mehr. Am selben Abend noch setzte sich Bronner ans Klavier der Broadway Pianobar, um wie so oft den einen oder anderen seiner Klassiker zu spielen – vom "Bundesbahnblues" über den "G'schupften Ferdl" bis zum "Wilden mit seiner Maschin" – um die ihn die Barbesucher durch Zuruf der einzelnen Titel gebeten hatten.

Zum Verständnis der nun folgenden Geschichte muss ich hier einfügen, dass es vor Urzeiten die Vermutung gab, Georg Kreisler hätte sein bekanntestes Chanson "Geh ma Tauben vergiften im Park" dem amerikanischen Lied "Poisoning Pigeons in the Park" von Tom Lehrer "nachempfunden". Als Bronner an diesem Abend also am Flügel der Broadway Pianobar saß und etliche seiner Nummern spielte, rief ihm ein Herr plötzlich zu: "Herr Bronner, spielen S' ,Geh ma Taubenvergiften im Park'." Worauf er entgegnete: "Taubenvergiften ist nicht von mir." Dann wandte Bronner sich dem Herrn im Publikum zu und sagte: "Es ist nicht einmal vom Kreisler!"

Kreisler revanchierte sich nicht unelegant. Als er von einem Journalisten



gefragt wurde "Was kann Gerhard Bronner besser als Sie?", antwortete er: "Gerhard Bronner kann besser schlechte Lieder schreiben als ich!"

Gerne erinnere ich mich an die Begegnungen mit dem weltweit als Terror- und Aggressionsforscher bekannt gewordenen Psychiater Friedrich Hacker, mit dem mich ebenfalls eine Freundschaft verband. In Wien zur Welt gekommen, hatte er noch einige Vorlesungen Sigmund Freuds besucht, ehe er in die USA emigrierte und in Los Angeles eine angesehene psychiatrische Klinik gründete. Trotz der unauslöschlichen Erinnerung, wie er und seine Familie aus der Heimat vertrieben wurden, war seine Liebe zu Wien ungebrochen, und er kam immer wieder hierher. Schließlich ergriff er Ende der 60er-Jahre die Initiative, in den ehemaligen Wohn- und Ordinationsräumen des "Vaters der Psychoanalyse" ein Sigmund-Freud-Museum zu errichten. Und mit dieser Großtat ist eine der schönsten Hacker-Geschichten verbunden.

Nachdem es ihm gelungen war, die österreichische Regierung für das Projekt zu gewinnen, schlug Hacker dem damaligen Bundeskanzler Josef Klaus vor, Freuds in London lebende Tochter Anna zur bevorstehenden Eröffnung des Museums in der Berggasse 19 einzuladen. Der Regierungschef war einverstanden, bat Hacker jedoch, für ihn den Text des Einladungsbriefes an Anna Freud zu formulieren, da er selbst nicht recht

wüsste, wie die berühmte Tochter eines noch berühmteren Vaters anzusprechen sei und mit welchen Worten eine solche Einladung zu erfolgen hätte.

Professor Hacker, der Anna Freud gut kannte, formulierte den Brief, der dann vom Kanzler unterzeichnet wurde. Eine Woche später läutete Hackers Telefon, am Apparat war Anna Freud. "Stellen Sie sich vor, Doktor Hacker", sagte sie, "ich habe einen Brief vom österreichischen Bundeskanzler erhalten, in dem er mich zur Eröffnung eines Freud-Museums einlädt. Ich komme natürlich gerne, aber ich habe noch nie einem Bundeskanzler geschrieben, und da wäre meine Bitte an Sie: Könnten Sie so nett sein, für mich das Antwortschreiben aufzusetzen?"

Hacker kam auch dieser Bitte nach. Er antwortete seinem eigenen Brief und Anna Freud unterschrieb. Aus Einladung und Antwort entwickelte sich ein intensiver Schriftverkehr zwischen Josef Klaus und Anna Freud, der sich über mehrere Monate hinzog. Wobei jeder einzelne Brief vom unermüdlichen Friedrich Hacker stammte.

Eigentlich hatte ich vor, diesmal auch von Begegnungen mit "ganz normalen Genies" wie Peter Ustinov, Ephraim Kishon, Henry Grunwald und Teddy Kollek zu erzählen. Dass dies nicht gelang, muss wohl daran liegen, dass Genies – insbesondere jüdische – für allzu kurze Geschichten vollkommen ungeeignet sind.

Mit Hannes Gastinger Fritz Egger Alexander Strömer Alexandra Maria Timmel Reinhard Steiner und Wolfgang Habitzl Regie: Thomas Schendel Ralph hat einen Job, bei dem er unvorhergesehene Ereignisse wirklich nicht gebrauchen kann: Er ist Killer. Für seinen neuesten Auftrag hat er sich in einem Hotel einquartiert. Womit er nicht gerechnet hat: der Fotograf Pignon, der im angrenzenden Hotelzimmer einen Selbstmordversuch nach dem anderen unternimmt. Der Lebensmüde wird zur wahren Plage für Ralph, der von nun an pausenlos damit beschäftigt ist, seinen Zimmernachbarn vor weiteren Verzweiflungstaten zu bewahren. Eine groteske Situation: Der Todesprofi als permanenter Lebensretter! Tickets: 512 42 00 www.stadttheater.org orstellungen ab 6. Oktober stadtTheater walfischgasse Walfischgasse 4 1010 Wien

photo: (c) Gabriele Seethaler

Zerbrochene Kindheit

Melissa Hacker, eine New Yorker Filmemacherin hat sich der Geschichte ihrer Familie angenommen. Im NU-Gespräch erzählt sie über ihre Mutter Ruth Morley, eine berühmte Filmdesignerin, die als Kind aus Wien flüchten konnte und über ihren Großvater Mordechai Birnholz, den Besitzer einer berühmten Exlibris-Sammlung, die von den Nazis gestohlen wurde.

VON PETER MENASSE (TEXT) UND JACQUELINE GODANY (FOTOS)

Wenn das Leben einer 13-Jährigen von der Faust einer unbarmherzigen und mörderischen Geschichte in Scherben und Splitter zerschlagen wird, dauert es fünfzig Jahre, bis sich das Bild des Schicksals wieder zu einem erkennbaren Ganzen zusammenfügen lässt. 1939 wurde die kleine Ruth Birnholz aus Wien von ihren Eltern in einen Zug gesetzt, der sie nach England bringen sollte. Mehr als 10.000 jüdische Kinder aus Deutschland, Österreich und Tschechien wurden durch solche "Kindertransporte" vor dem Zugriff der Nationalsozialisten gerettet. Für sie alle zerbrach im selben Moment, als der Rauch aus dem Schornstein der Lokomotive aufstieg, ihre Kindheit. Die meisten nahmen, ohne das zu ahnen, endgültigen Abschied von Mutter und Vater. Was ihnen blieb, waren die Bilder von weinenden Eltern, weißen Taschentüchern, einer vom Schmerz erfüllten Bahnhofshalle, und mit zunehmendem zeitlichen Abstand die furchtbaren Gedanken, sich nicht adäquat verabschiedet, die Tragweite der Trennung nicht begriffen zu haben. Das Schuldgefühl, falsch gehandelt, als Einzige aus der



Familie überlebt zu haben, führte zum Schweigen, das bei den meisten viele Jahrzehnte, bei manchen bis zum Tod anhielt.

Ruth Birnholz, die später von England in die USA ausreiste, hat mit ihren Töchtern in deren Kindheit nie über ihr Schicksal gesprochen. "Wir haben immer nur einzelne Stücke aus dem Leben unserer Mutter erfahren", sagt Melissa Hacker, eine der beiden, die sich auf Spurensuche in Wien befindet. "Wir wussten nur, dass unsere Mutter irgendwie anders war. Sie drückte sich zur Seite, wenn wir in die Nähe einer Menschenmenge kamen, Polizisten oder ganz im Allgemeinen Männer in Uniform, machten sie nervös. Sie war in unseren Augen eine höchst neurotische Person, die aber in ihrem Beruf hundertprozentig professionell funktionierte."

Ruth Birnholz hatte früh geheiratet und den Namen ihres Mannes angenommen. Als Ruth Morley wurde sie zu einer berühmten Kostümdesignerin für den Film, Theater und Fernsehen. In der Mitte der 1970er-Jahre entwarf sie die Filmkleidung für Diane Keaton im Woody-Allen-Film "Annie Hall" und schuf damit einen eigenen Stil. Viele weitere Filme, wie Sydney Pollacks "Tootsie", oder "The Hustler", zu Deutsch "Haie der Großstadt", wurden von ihr ausgestattet.

Melissa Hacker, ihre Tochter kam 1961 zur Welt und begann nach einigen Jahren des politischen Engagements in der Anti-Atom-Bewegung Ende der 1980er-Jahre ein Studium an der Abteilung für Film in der New York University. Fünfzig Jahre nach der Flucht ihrer Mutter begannen die beiden über Ruths Kindheit zu reden und Melissa beschloss, als Diplomarbeit einen Film über die Kindertransporte zu drehen. Bald darauf im Jahr



Birnholz ganze
Leidenschaft galt dem
Sammeln von Exlibris,
den kunstvollen
Zetteln, die Anfang des
20. Jahrhunderts große
Mode waren.



1990, fand in Ellenville (New York) ein Treffen der Überlebenden statt, die seinerzeit durch diese Rettungsaktion hatten flüchten können und später in die USA gekommen waren. Ruths Mutter hielt einen Vortrag, in dem sie erzählte, wie ihre Eltern und ihre Gouvernante sie zum Bahnhof begeleitet hatten. Die Gouvernante habe einen Hang zum Mystischen gehabt, berichtete sie und habe vor der Reise die Tarot-Karten gelegt. Plötzlich habe sich furchtbares Erschrecken auf ihrem Gesicht gezeigt, ein Erschrecken, das sie, Ruth Morley ihr ganzes Leben lang begleitete. "Sie wusste aus den Karten", sagte Ruth, "dass sie mich nie mehr im Leben sehen würde."

Der Film "My knees were jumping -Remembering the Kindertransports" ist Melissas Erinnerung an ihre Mutter, die bald nach dem Treffen in Ellenville verstarb. "A simple and eloquent documentary," wie die New York Post schrieb, eine einfache und beredete Dokumentation war entstanden, die an Hand von Fotografien und einer durch die Filmlegende Joanne Woodward erzählten Geschichte die Rettung und gleichzeitige Tragödie der Kinder zeigte. Einer der Vortragenden in Ellenville, ein Mann jenseits des 70. Lebensjahrs sagte: "Let us Kinder never forget our parents." Die anderen weinten. Sie hatten ihre Eltern nie vergessen.

Melissa Hacker hat dieses eine Kapitel der Familiengeschichte fünfzig Jahre später zu Ende bringen können. Aber es gibt noch eine weitere Geschichte aus der Familie Birnholz zu erzählen und sie will sich auch ihr annehmen. Diesmal soll es um den Vater ihrer Mutter Ruth gehen. Mordechai, oder wie er sich lieber nannte Marco Birnholz war bis 1938 Pharmazeut in der familieneigenen Apotheke "Zum Schutzengel" im 12. Bezirk, die heute noch an gleicher Stelle existiert.

"Wir wussten nur, dass unsere Mutter irgendwie anders war. Sie drückte sich zur Seite, wenn wir in die Nähe einer Menschenmenge kamen, Polizisten oder ganz im Allgemeinen Männer in Uniform machten sie nervös."



Seine ganze Leidenschaft galt dem Sammeln von Exlibris, den kunstvollen Zetteln, die am Anfang des 20. Jahrhunderts große Mode waren und zur Kennzeichnung von Büchern dienten. "Solche Bucheignerzeichen sind Ausdruck des Besitzanspruches und des Besitzerstolzes von Bücherfreunden," heißt es dazu bei Wikipedia. Melissas Großvater besaß rund 30.000 Buchzeichen, die meisten zugekauft, einige von ihm selbst in Auftrag gegeben, darunter auch solche, die er für seine Tochter Ruth anfertigen ließ. Da sitzt dann das glückliche kleine Mädchen namens Birnholz auf einer Birne mit einem Holzstiel, die wie ein fliegender Teppich in eine wohlbehütete Zukunft zu gleiten scheint.

Mordechai Birnholz hat alle Stürme des 20. Jahrhunderts auf das Härteste erlebt. Er war während des Ersten Weltkriegs Gefangener in Sibirien, flüchtete, wurde wieder gefangen und wegen seiner Stellung als medizinisch Verantwortlicher verschont. Schließlich gelang ihm im zweiten Anlauf die Flucht und er schlug sich zu Fuß nach Wien durch. Hier heiratete er, begann in der Apotheke zu arbeiten, die der Familie seiner Frau gehörte und wurde zum anerkannten Mitglied der österreichischen Exlibris-Gesellschaft. 1938 kam das jähe Ende seines kurzen Glücks. Die Apotheke wurde geraubt, ebenso seine Exlibris-Sammlung, die in die Österreichische Nationalbibliothek verbracht wurde. Birnholz konnte sich in die USA retten, war jedoch ein gebrochener Mann. Er scheiterte am Erlernen der englischen Sprache und konnte daher auch nicht mehr in seinem Beruf als Apotheker arbeiten. Alle seine Bücher und Exlibris waren in Wien geblieben, für eine neue Sammlung fehlten ihm Geld und Lebensmut.

Zu Beginn der 1950er-Jahre begann er mit der Nationalbibliothek zu korrespondieren, um seine Sammlung zurückerstattet zu bekommen. Dort hatte während der Nazizeit ein engagierter Historiker, namens Ernst Trenkler die Exlibris des Marco Birnholz so schleppend archiviert, dass sie nicht in alle Winde zerstreut werden konnten. Nur ein kleiner. heute nicht mehr aufzufindender Teil wurde von der Bibliothek gegen andere Kunstwerke getauscht. Die Nationalbibliothek verhielt sich ablehnend. Birnholz möge doch nach Wien kommen, wurde ihm beschieden. Der alte Mann wollte und konnte das jedoch nicht mehr. Als er in der Folge die amerikanische Staatsbürgerschaft annahm, hieß es aus Wien, jetzt könne er gar nichts mehr zurückfordern, die Sammlung sei schließlich österreichisches Eigentum. Erst als sich ein US-Senator für seinen neuen Landsmann einsetzte, beugte sich die Bibliothek der Aufforderung der damaligen "Besatzungsmacht" und übergab die fast komplett gebliebene Sammlung.

Ein riesiger Schatz an Informationen in kleinen handgeschriebenen Heften und an wunderbaren Exlibris harrt in New York der historisch-wissenschaftlichen Bearbeitung.

Analog zum ohnmächtigen Schweigen der Opfer waren dann auch die Exlibris in der kleinen New Yorker Wohnung der Birnholz zum Schweigen verurteilt. Sie lagerten in unscheinbaren Schachteln und wurden von der Enkelkindern, darunter Melissa Hacker erst nach dem Tod der Großeltern entdeckt. Der alte Mann hatte nicht mehr die Kraft gehabt, noch die Mittel besessen, die einmalige Kollektion systematisch zu erfassen.

Vor wenigen Jahren wurde Melissa Hacker als Erbin nach Mordechai (Marco) Birnholz von der Österreichischen Nationalbibliothek angeschrieben. Im Zuge deren vorbildlicher Restitution unter der Direktion von Johanna Rachinger war man auf Tagebücher von Birnholz gestoßen, die er ab dem Jahr 1907 mit Unterbrechungen verfasst hatte. Ein riesiger Schatz an Informationen in kleinen handgeschriebenen Heften und an wunderbaren Exlibris harrt in New York der historisch-wissenschaftlichen Bearbeitung. Derzeit bemüht sich Melissa Hacker um Geld für einen Dokumentarfilm über die "Birnholzia," wie die Sammlung ihres Großvaters ehrenvoll in der Nationalbibliothek genannt wurde und über das Leben eines Mannes, der in seiner Heimat ein Vorbild für die Liebe zur Kultur hätte sein können, ihr aber nichts als ein Feind und zu Vertreibender war.

Melissa Hacker ist wieder zurück in New York. Was mit vorsichtigen Fragen an ihre Mutter, fünfzig Jahre nach deren Flucht im Kindertransport begonnen hat, ist zu einer Mission geworden, für die sie mit Ausdauer kämpft. Und wer ihren Film gesehen hat, mit den kleinen Kindern, die in eine Zukunft ohne Eltern verbracht wurden, versteht, dass sie nicht mehr anders kann. Sie muss mehr als 70 Jahre später ruhige, schlichte Bilder zeigen, die das traumatische Schweigen aufbrechen.

Exlibris für Ruth (Beispiele): http://www.exlibris-austria.com/1024/ artist/klimgal.htm http://www.onb.ac.at/ausb/pro2/pt2/ kuenstler.htm Die DVD "My knees were jumping – Remembering the Kindertransports"

ist bei Amazon erhältlich



Marco Birnholz war bis 1938 Pharmazeut in der Apotheke "Zum Schutzengel" im 12. Bezirk, die es heute noch gibt.

SERIE ERZÄHLEN SIE MIR

"Wir wollten Österreich retten"

Teil zwei der Reihe "Erzählen Sie mir": Edith Wein (86) erzählt über die Selbstverständlichkeit, mit der sie nach dem Krieg Österreich wieder aufbauen wollte. Und die harte Realität als alleinerziehende, geschiedene Mutter zweier Söhne.

VON RUTH EISENREICH (INTERVIEW) UND VERENA MELGAREJO (FOTOS)

NU: Sie sind 1938 mit 14 Jahren nach England geflohen. Wie war Ihre erste Zeit dort?

Wein: Eine Engländerin, die Kundin im Modesalon meiner Mutter war, hat mich in Darlington, im Norden Englands, in ein College für Mittelstandskinder eingeschrieben. Wir haben Wäscherei gehabt, Kochen, aber auch andere Fächer. Es war nicht einfach, sich in dem Alter in einem englischen College zurechtzufinden, aber ich habe sehr viel davon profitiert. Ich habe einige gute Freundinnen gehabt. Eine davon, die Rosemary, habe ich vor ungefähr zehn Jahren gesucht, wir haben uns dann in London getroffen und sind noch immer in Kontakt.

Konnten Sie Englisch?

Kaum. Ich habe zwar hier Englisch gelernt, aber da habe ich nichts gelernt. Ich habe die ersten drei Monate in der Schule überhaupt nichts verstanden. Dann habe ich plötzlich angefangen, zu verstehen, weil sie Stoff gelernt haben, den wir in Wien gelernt haben. Als ich nach drei Trimestern ausgetreten bin, konnte ich gut Englisch.

Wie ging es nach dem College weiter?



Ich gehe jetzt in ein Seniorenheim und die Frauen dort sind sehr nett, vermutlich viele von ihnen sind Ehemalige. Sie sind von den Nazis vereinnahmt worden, und sie haben einige schöne Jahre gehabt. Dass die Männer in einem sinnlosen Krieg gestorben sind, wollen sie nicht wahrhaben.

Ich bin nach London gekommen und dort hat mich schon das Young Austria (eine 1939 gegründete Organisation von nach England emigrierten österreichischen Jugendlichen, Anm.) aufgefangen, weil mein Bruder mit den Kommunisten Kontakt gehabt hat. Wir waren immer sehr glücklich, wenn wir nach der Arbeit dorthin gekommen sind. Unsere Heimat war das.

Wo haben Sie gearbeitet?

Fragen Sie nicht. Ich war bei Debenham and Freebody auf der Oxford Street. Da habe ich Monate lang nur Knöpfe angenäht auf Uniformen. Ich habe dann gesagt, ich kann nicht mehr, und da haben sie mich avanciert und ich konnte auf der Nähmaschine Hosentaschen nähen. Und dann hat die Gruppe in Leeds um Hilfe gebeten, und keiner wollte nach Leeds, und ich blöde Gans habe Ja gesagt und bin nach Leeds gefahren. Dort habe ich bei Halifax in einer Fabrik für Flugzeugzubehör gearbeitet, da musste man auch immer das selbe machen, nach einem Plan das Kabel da her und so. Das habe ich einmal gemacht und dann habe ich gesagt, das halte ich nicht aus. Da haben sie mich zur Lagerhaltung gegeben und das war lebendig, dort konnte ich bestehen.

Wie ist die englische Gesellschaft mit Ihnen umgegangen?

Wir sind gut aufgenommen worden. England ist ja in den Krieg eingetreten, wir sind dann vollkommen akzeptiert worden. Als Verbündete praktisch. Die Männer am Anfang leider nicht, die wurden interniert. Ich musste auch zu einer Kommission, als ich 16 Jahre alt war. Aber sie haben mich akzeptiert.

Wann sind Sie nach Österreich zurückgekehrt? Ich habe in England meinen Mann kennengelernt. Der ist zum Militär gegangen und wurde statt nach Österreich nach Burma geschickt. Er ist dann über Italien zurück nach Österreich und war im 46er-Jahr schon da, aber in Linz oder was weiß ich wo. Und ich bin dann alleine nach Wien gekommen und habe bei seinen Eltern gewohnt,



Edith Weins Familienerinnerungen. Auf einem Foto zu sehen: Peter Menasse



bis mein Mann nach Wien versetzt wurde.

War es eine schwere Entscheidung, zurück nach Österreich zu kommen?

Nein. Wir wollten ja Österreich retten! Das war selbstverständlich – das war unsere Pflicht als Österreicher: zurückzukommen und aufzubauen. Viele andere Emigrantenkinder sind irgendwo in der Provinz hängen geblieben und im englischen Milieu aufgegangen. Sie wollten nicht zurück, sie waren bös. Wir haben das politisch gese-

hen: Wir haben den Kampf gewonnen und jetzt gehen wir aufbauen. Wir sind Österreicher und haben das Recht, da zu sein.

Wie wurden Sie in Österreich aufgenommen? Angeblich wurden viele Rückkehrer gefragt, warum sie nicht in der Emigration geblieben waren ...

Ja, das muss man gar nicht so böse auffassen. Die konnten sich nicht vorstellen, dass jemand, der in England happy gelebt hat, ins zerstörte Österreich gekommen ist. Also nicht aus politischen Gründen – nicht, weil man einen nicht wollte.

Wie war es dann, wieder hier zu sein?

Es war schwer. Ich habe ja keinen Beruf gehabt, ich war Hilfsarbeiterin und hatte sehr große Schwierigkeiten, einen Job zu finden. Ich war dann als Englischkorrespondentin bei einer amerikanischen Firma, die hier amerikanische Schreibmaschinen verkauft hat. Ab da hat das ganz gut geklappt. Meine Mutter hat mir von England aus mit Geld geholfen, mein Bruder war Chef einer polnischen Kohlefirma und hat mir im Winter immer die Kohle geschenkt. Und dann hatte ich '67 das Glück, eine sehr interessante Arbeit zu bekommen, die mir mit meinen Fähigkeiten und Interessen vollkommen zugesagt hat. Und zwar wurde mir angetragen, dass ich ein Export-Import-Geschäft leite. Ich war eine Geschäftsfrau, das hat mir gelegen. Ich konnte mit Leuten verhandeln und kalkulieren und hatte Ideen. Da habe ich dann schöne große Abschlüsse gemacht und es ist mir finanziell besser gegangen und so konnte ich meinen Kindern auch helfen und bin gut ausgestiegen.

Wie war die Situation speziell für Sie als Frau?

Ich habe mich irrsinnig schwer durchgekämpft, sehr deprimierende Erlebnisse gehabt, weil man mir in einer Firma gesagt hat, dass ich nicht entspreche. Erst als Englischkorrespondentin habe ich eine Position gehabt, wo man mich geschätzt hat. Mein Mann hat sich geschieden, ich habe dann zehn Jahre später wieder geheiratet und meinen zweiten Sohn bekommen, den Wolfi. Aber als der Wolfi eindreiviertel Jahre alt war, hab ich den Herrn Wein "abgesetzt", weil das nicht zu machen war. Ich habe mich zwanzig Jahre lang sehr geplagt, mit zwei Kindern, ohne Mann und ohne einen Beruf, wo man weiß Gott was verdienen kann. Der Peter war drei Jahre, als ich angefangen habe, zu arbeiten. Dann ist er in den Kindergarten gegangen. Der Wolfi musste mit 18 Monaten schon in den Kindergarten.

Scheidungen und Kindergärten waren damals doch sicher weniger üblich als heute. Welchen Einfluss hatte da die Frauenbewegung auf Sie?

Die Frauenbewegung hat auf mich keinen Einfluss gehabt. Das Scheiden-lassen – vielleicht sind wir dadurch eher bereit gewesen, das zu akzeptieren. Ich habe mich deswegen nicht geschämt oder so, aber ... nein, ich glaube, das hat überhaupt keine Rolle gespielt. Wir waren schon sehr emanzipiert, selbstbewusst.

Sie waren vielleicht Ihrer Zeit voraus?

Ja, so ist es. Die Bewegung dort (Young Austria, Anm.) hat uns – mir – sehr geholfen, auch bei meinem letzten Job. Die Selbstverständlichkeit, mit Männern zu verhandeln, das ganze Auftreten, das Selbstbewusstsein.

Es gibt die Theorie, dass der heu-



Wir haben das politisch gesehen: Wir haben den Kampf gewonnen und jetzt gehen wir aufbauen. Wir sind Österreicher und haben das Recht, da zu sein.

tige Antiislamismus dem Judenhass der Dreißigerjahre ähnelt. Besteht die Gefahr, dass sich die Geschichte wiederholt?

Der ehemalige Nazi-Österreicher behandelt natürlich die Muslime wie den letzten Dreck. Aber ich glaube, dass man in der heutigen Welt, mit der EU und so, solche Hassorgien nicht mehr organisieren kann. Ich war auch einer der Befürworter der EU, weil mich die Vorstellung von Europa, das fast schon vollkommen in den Händen der Nazis war, als friedliche Völkergemeinschaft angesprochen hat. Bei uns gibt es vielleicht beim gemeinen Volk so ein bisschen Türkenhatz - an und für sich ist der Österreicher sowieso misstrauisch und neidig - aber von offizieller Seite nicht.

Wie war die Einstellung der Österreicher zu Juden und zum Judentum nach 1945?

Man hat darüber nicht gesprochen. Was die Leute sich gedacht haben, haben sie nicht sagen dürfen. Ich gehe jetzt in ein Seniorenheim und die Frauen dort sind sehr nett, aber würde ich dieses Thema anschnei-

den, wären vermutlich viele von ihnen noch Ehemalige. So wie wir als junge Leute vereinnahmt wurden, sind sie von den Nazis vereinnahmt worden, und sie haben einige schöne Jahre gehabt, wo sie geturnt und gesungen haben und alles Mögliche. Dass die Männer in einem sinnlosen Krieg gestorben sind, wollen sie nicht wahrhaben. Die alte Generation ist immer noch stolz auf ihre Männer, die gekämpft haben. Und was soll's? Was soll ich da diskutieren? Ich kann gut mit den Österreichern. Manche lasse ich links liegen, und mit den anderen kann ich gut. Ich finde, Österreich hat sich toll entwickelt, und ich fühle mich hier in meiner Heimat sehr wohl.

In der Serie "Erzählen Sie mir" bitten wir betagte Jüdinnen, über ihre Erfahrungen nach 1945 zu sprechen. Die Gespräche führt unsere Praktikantin Ruth Eisenreich, die beinahe drei Generationen jünger ist. Aus dieser Konstellation ergeben sich neue Perspektiven – für beide Seiten.

Jüdische Absolution

Der Doyen der analytischen Großgruppenanalyse, Josef Shaked, erzählt über die Anfänge der Psychoanalyse in Wien, die Faszination der Masse und Generationenkonflikte seit 1968.

VON MARTIN ENGELBERG (INTERVIEW) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: Aus welcher Familie stammen Sie?

Shaked: Meine Eltern waren religiös und zugleich starke Zionisten, deswegen gingen wir auch schon 1933 nach Palästina. Alle anderen Familienangehörigen wurden später nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Wir gingen nach Haifa, wohnten dort zuerst in einer arabischen Gegend in der unteren Stadt. Als jedoch nach zirka drei Jahren die Unruhen begannen, sind wir auf den Carmel Berg gezogen. Meine Eltern waren modern orthodox, mein Vater war ein Mitglied der Hapoel Misrachi (die Arbeiterbewegung der Nationalreligiösen Partei). Er war eigentlich Steuerberater, aber als aufrechter Zionist wollte er das Land physisch aufbauen und war anfangs Bauarbeiter. Das hat aber seine Kräfte überstiegen und er hat auch nicht genug verdient, sodass er am Abend noch im Kino arbeitete, wo er die Untertitel in den Filmen manuell drehen musste. Schließlich begann er wieder als Buchhalter zu arbeiten, was aber gegen seine ursprünglichen Ideale war.

Und Sie?

Im Zuge einer Pubertätskrise habe ich in einer Arbeiterbibliothek begonnen, Freud zu lesen. Ich erinnere mich, es war das Buch "Die Psychopathologie des Alltagslebens".



Josef Shaked mit Martin Engelberg im Café Imperial.

Ich wollte also schon mit 16 Psychoanalytiker werden. Ich habe auch Marx gelesen, war aber sehr bald vom Marxismus enttäuscht, da waren schon die Schauprozesse der 30er-Jahre, der Hitler-Stalin-Pakt.

Das haben Sie im damaligen Palästina schon mitbekommen?

Ja, sehr intensiv, es kamen ja sehr viele Einwanderer aus Europa, von denen wir alles hörten. Wir waren sehr gut informiert.

Wie kamen Sie dann nach Wien? Im Unabhängigkeitskrieg (1948) war ich Soldat, in einer Versorgungseinheit im Libanon, in Jerusalem, aber ich war nie in Kämpfe verwickelt. Danach wollte ich Medizin studieren, weil ich dachte, dass das nötig sei, um Psychoanalytiker zu werden. Damals gab es jedoch noch kein Medizinstudium in Jerusalem, so bekam ich als Soldat ein Stipendium in die USA. Nach einem Jahr wurde jedoch das israelische Geld so abgewertet, dass ich das Studium nicht mehr bezahlen konnte. Ich ging also gleichzeitig arbeiten, um nach Europa studieren gehen zu können. Zur Wahl

standen Frankreich, Italien und Österreich. Für meine Eltern war Wien die Kaiserstadt. Alle Israelis glaubten damals noch, dass Österreich Opfer war und im israelischen Pass stand ja: Gültig für alle Länder außer Deutschland. So kam ich Ende 1955 nach Wien, gerade als die Russen von hier weggingen.

Wie war damals die Situation der Psychoanalyse in Wien?

Die psychoanalytische Gesellschaft (Wiener Psychoanalytische Vereinigung, WPV) war damals im Untergrund, niemand wusste etwas, an Kliniken durfte man nicht darüber reden. Dann habe ich die Auskunft bekommen, dass es noch eine andere Gesellschaft gibt (Wiener Arbeitskreis für Psychoanalyse), dort sei es auch leichter. So bin ich zu Caruso gekommen (Igor Alexander Graf Caruso, 1914-1981, Begründer des Arbeitskreises). Er hat mich mit offenen Armen empfangen, er war eine schillernde Gestalt, zuerst christlich orientiert, dann marxistisch. Die Kandidaten im Arbeitskreis waren hauptsächlich katholische Priester aus Südamerika, von der Befreiungsbewegung. Er sagte zu mir, ich kann sofort anfangen, da dachte ich mir, ich mache einmal die Ausbildung bei ihm und gehe dann später in die WPV. Ich kannte seine Geschichten damals noch nicht, das wurde erst später bekannt.

Dann aber interessierten Sie sich zunehmend für die Massenpsychologie.

Anhand der Erlebnisse in Palästina, es kamen ja Millionen Menschen ins neue Israel, aus den arabischen Ländern, aus Europa, aus Sibirien, ich habe alle diese Geschichten gehört, habe nicht verstanden, wie in dem aufgeklärten Europa das alles passieren konnte – diese Massenphänomene haben mich beson-



Die 68er-Generation: Sie waren sehr aggressiv, wollten die Welt verbessern, haben gegen ihre Nazi-Eltern rebelliert, aber andere Tyrannen als Vorbilder genommen, Ho Tchi Min, Castro, Stalin.



ders interessiert. Damals gab es in Wien und in Deutschland die ersten Versuche mit Gruppenanalyse, das war ein wenig analytisch, ein Mischmasch aus Gruppendynamik, Soziologie, oft erschien es mir wie eine Plauderstunde – alles nicht sehr befriedigend. Erst mit Ricciardi (Alice Ricciardi, 1910–2008, geborene Gräfin von Platen-Hallermund, deutsch-italienische Ärztin und Psychoanalytikerin und Mitbegründerin der Workshops in Altaussee), die damals begann, in der Villa ihrer Mutter in Aussee analytische Grup-

pen zu machen, begann ich mit der gruppenanalytischen Arbeit.

Sie gelten als der Entwickler des Konzeptes der analytischen Großgruppe.

Ja, ich bin der Einzige, der es analytisch macht. Es gibt also keine Vermischung mit Soziologie, Gruppendynamik und Ähnlichem.

Die Dynamiken der Massenbewegungen der 20er-, 30er- und 40er-Jahre, der Nazibewegung, des Stalinismus – haben Sie durch die Gruppenanalyse Antworten dafür gefunden?

In der Großgruppe, ja – alle Phänomene sind dort feststellbar - im Kleinformat. In der Kleingruppe treten alle Familienprobleme auf. Die Großgruppen vertreten die Gesellschaft, dort finden sich alle Massenphänomene im Kleinen wieder – ganz im Sinne der Theorien von Bion (Wilfred Ruprecht Bion, 1897-1979, britischer Psychoanalytiker, entwickelte wichtige gruppenanalytische Theorien). Das alles hat mich sehr überzeugt in der Großgruppe, dazu der Großgruppenleiter als Vertreter der Gesellschaft, der Ordnung, die Rebellion gegen ihn. In Altaussee haben wir jetzt zwei Mal im Jahr Workshops, wo wir zuletzt jeweils 150 Teilnehmer hatten.

Was sind Ihre eindrücklichsten Erinnerungen von Großgruppen?

Das war die 68er-Generation, Leute aus konservativen Nazi-Familien, aus christlichen Familien, die auch antisemitisch waren. Ich war doppelt besetzt bei denen, sie waren sehr aggressiv, wollten die Welt verbessern, haben gegen ihre Nazi-Eltern rebelliert, aber andere Tyrannen als Vorbilder genommen, Ho Tchi Min, Castro, Stalin. Ich war für sie ein Scheiß-Liberaler einerseits, andererseits war ich der jüdische Vater, der ihnen die Absolution erteil-

Im Zuge einer Pubertätskrise habe ich in einer Arbeiterbibliothek begonnen, Freud zu lesen. Ich wollte also schon mit 16 Psychoanalytiker werden.



te, der bessere Vater, der Opfer war, nicht Täter wie ihre Eltern. Einerseits war ich ein Vertreter der liberalen Gesellschaft, die für sie faschistisch war, andererseits habe ich sie nicht verdammt – es war ein Prozess. Sie waren sehr phantasievoll, es ist bekanntlich im Terrorismus geendet, aber es hat auch die Gesellschaft dynamisiert und auch liberalisiert.

Das ist schon 30 Jahre her. Wie ist es in den letzten 20 Jahren?

Alle paar Jahre kommt eine neue Generation, da bin ich immer ein wenig desorientiert. Es ist immer ein wenig anders. Die heutigen Studenten sind fleißig, brav, wollen schnell fertig werden, weil sonst finden sie keinen Job. Sie interessieren sich eher für ihre privaten Probleme, dort sind sie ziemlich ernsthaft interessiert, daran musste ich mich erst gewöhnen, zuerst habe ich sie nicht richtig verstanden, war böse auf sie, dann habe ich gesehen, dass das eine andere Gesetzmäßigkeit hat.

Mir erschien es sehr auffällig, dass in jeder Klein- oder Großgruppe, in der Deutsche oder Österreicher dabei sind, immer die Themen Juden, Antisemitismus, Nazizeit, Israel auftreten.

Immer, ja immer – so bin ich auch auf die Großgruppe in Wien gekommen. (Im Jahr 2003 fand eine vielbeachtete psychoanalytische Großgruppe zum Thema Psychoanalyse und Politik statt). Das war höchst interessant. Die Leute standen so unter Druck, ihre Geschichte zu erzählen, ich bin kaum zu Wort gekommen. Am Anfang waren da 120 Leute.

Wie geht es Ihnen damit, dass Sie als Jude in Deutschland und Österreich die Rolle haben, dass sich die Teilnehmer durch Sie mit den Themen Antisemitismus, Nazizeit usw. auseinandersetzen?

Ich habe den Antisemitismus gleich gespürt, wie ich nach Wien kam, es gab viele Reste vom Nationalsozialismus. Am Anfang gab es ja noch die Aufmärsche von Neonazis, von den Couleur-Studenten, die Gegendemonstrationen der Linken gegen sie, das habe ich alles miterlebt.

Wenn Sie über die Jahrzehnte zurückblicken: Wie hat sich der Antisemitismus in Österreich entwickelt?

Am Anfang habe ich mich hier sehr fremd gefühlt, war aber sehr fasziniert, ich komme in Kontakt mit ehemaligen Nazis, aber es ist wie in einem Film, weil es kann mir nichts passieren und ich kann diese Epoche miterleben. So passierte es uns zum Beispiel einmal beim Medizinstudium, da waren verschiedene Studenten, auch israelische und einer erzählte, dass er mit einem anderen Studenten befreundet war, und der sagte eines Tages, er will jetzt nicht mehr mit ihm reden, er ist jetzt Mitglied in einer Burschenschaft und möchte mit ihm keinen Kontakt mehr haben. Wien war eine so düstere Stadt in den Fünfzigerjahren. Einer sagte, er habe nichts gegen Juden, aber immer wenn er einem Juden die Hand gibt, hat er so ein mulmiges Gefühl. Es gibt es heute schon auch noch, aber es sind nur mehr Relikte, damals war es Teil des Alltags.

Gibt es in den Gruppen charakteristische Unterschiede zwischen Teilnehmern aus Österreich, Deutschland oder etwa der Ukraine?

Vor einigen Wochen leitete ich eine Gruppe in Kärnten, die Teilnehmer erzählten, wie ihre Großväter, Großmütter von Partisanen erschossen worden sind, dass die Partisanen Kärnten bedroht haben. Die deutschen Studenten waren ganz entsetzt darüber und meinten, die Partisanen wären doch die Befreier gewesen. Zumindest in Kärnten ist es z. B. deutlich anders als in Wien. Die Kärntner in Wien sind ja bereits "Flüchtlinge", die ja diesem Klima entflohen sind. Deutsche Teilnehmer haben sich immer viel ernsthafter mit der Nazizeit auseinandergesetzt, sie hatten keine andere Wahl, die Österreicher sagten ja

Ich fühle mich als Halb-Österreicher, nicht so gut wie in Amerika, Wien ist liberal, wenn man in die Provinz geht, gibt es noch immer viele Relikte.

immer, sie waren Opfer – das war auch in Aussee so. Die Deutschen haben immer gegen ihre Nazieltern gekämpft, die Österreicher sagten immer, das geht sie nichts an.

Sie haben auch eine besondere Beziehung zum jüdischen Witz.

Das kam auch über Freud. Ich habe entdeckt, dass es ein gutes Mittel ist, um mit Konflikten umzugehen; Dinge, die schwer verbalisierbar sind und indem man darüber lachen kann, erhebt man sich über das Geschehen und dann wird es besprechbarer. Es kann sogar ein Interventionsmittel in einer Gruppe sein, man muss aber natürlich sehr aufpassen damit.

Welcher Witz fällt Ihnen spontan als Lieblingswitz ein?

Wenn eine Gruppe sich etwa besonders lange herumquält anzufangen, intim miteinander zu werden, dann erzähle ich gerne den folgenden Witz: Zwei Juden fahren im Zug nach Lemberg. Sagt der eine: Entschuldigen Sie, wissen Sie wie spät es ist? Der Andere schaut weg. Daraufhin fragt der Erste nochmals, bekommt aber wieder keine Antwort und wird böse. Daraufhin sagt ihm der andere: Schauen Sie, ich sehe, dass Sie fremd sind in Lemberg. Wenn wir ankommen, bin ich verpflichtet, Sie zu Schabbes einzuladen. Ich habe eine Tochter im heiratsfähigen Alter und Sie werden sich verlieben. Frage ich Sie – was mache ich mit Schwiegersohn, der sich keine Uhr leisten kann. Da versteht dann die Gruppe, wenn sie miteinander intim werden, kann es gefährlich werden.

Fühlen Sie sich als Österreicher?

Sehr ambivalent. Am Anfang habe ich mir nur als Israeli gefühlt, inzwischen hat sich alles relativiert, ich erlebe Österreich, und es gibt schlimmere Länder – in Ungarn gibt es legale faschistische Parteien. Ich fühle mich als Halb-Österreicher, nicht so gut wie in Amerika, Wien ist liberal, wenn man in die Provinz geht, gibt es noch immer viele Relikte.

Ängstigt Sie die Entwicklung in Ungarn und in anderen Ländern?
Wenn ich nüchtern denke und ab-

wäge, dann sage ich, wir sind weit davon entfernt. Aber durch die Shoa ist so eine Art Seismograph entstanden, wo man sofort alarmiert ist, wenn solche Tendenzen entstehen. Ich halte es nicht für ausgeschlossen. Auch Deutschland galt als Höhepunkt der europäischen Zivilisation und nach ein paar Jahren ist alles ganz anders geworden.

Wenn Sie ein Politiker fragte, was zu tun ist, um so etwas zu verhindern, was würden Sie ihm raten? Möglichst die Tradition der Aufklärung hochzuhalten, für Demokratie, für Liberalismus zu sein. Ich bin aber nicht dafür, unter dem Deckmantel besonders liberal sein zu wollen, zum Beispiel Rechtsextreme zu Nationalratspräsidenten zu machen, so weit soll man nicht gehen. Da sind die Franzosen weiter, sie sagten: Le Pen, o.k., der ist in Südfrankreich stark, aber er soll nie auf nationaler Ebene Geltung bekommen, man vereinbarte nie mit ihm zu kollaborieren – das funktioniert in Österreich nicht immer.



PROF. DR. JOSEF SHAKED

Prof. Dr. Josef Shaked, Psychiater und Psychoanalytiker, etablierte als erster die analytische Großgruppen im deutschsprachigen Raum, war Gründer der gruppenanalytischen Workshops in Altaussee und leitet dort seit 1976 alle analytischen Großgruppen. Er wurde 1929 in Kisvárda (deutsch Kleinwardein), einer Kleinstadt im Nordosten Ungarns, an der Grenze zur Slowakei und zur Ukraine, geboren, welche damals einen jüdischen Bevölkerungsanteil von über 30% hatte. Seine Familie emigrierte 1933 nach Haifa. Im Zuge seines Medizinstudiums kam Shaked 1955 nach Wien, wo er seither lebt und arbeitet. Er feierte vor kurzem seinen 80. Geburtstag und erhielt zahlreiche Ehrungen.

Meschigge

VON ERWIN JAVOR

Sie erinnern sich, in den letzten NU-Ausgaben haben wir an dieser Stelle Ein- und Zwei-Silber drangenommen. Sie beherrschen jetzt schon so wesentliche Vokabeln wie "oh", "nu", "oj", "Nudnik" oder "Mitzwe". Weil ich nicht nur ein bescheidener, sondern auch ein höchst organisierter, systematisch und analytisch vorgehender Mensch bin, sind heute also vorerst Drei-Silber dran.

Zeit für ein weiteres, unentbehrliches Wort: meschigge! Das wird Ihnen bekannt vorkommen, denn das Wienerische hat daraus ja das be-

liebte meschugge abgeleitet, wie es ja auch sonst eine Reihe von Ausdrücken aus dem Jiddischen gefladert hat, wie zum Beispiel Beisl (vom hebräischen Wort beth für Haus). Aber das ist eine andere Geschichte.

Jedenfalls: Wie in den meisten anderen Sprachen stößt der Wortschatz des Deutschen an Grenzen, wenn es darum geht, die vielen Facetten des Abwegigen zu beschreiben. Man kann sagen, jemand ist verrückt, wahnsinnig, schwachsinnig oder deppert. Oder man kann sich noch ins Klinische retten und sich medizinischer Ausdrücke wie Paranoia, Schizophrenie oder anderer Krankheitsbilder bedienen. Das war's dann aber auch schon.

Nicht so im Jiddischen. Hier haben wir, wie schon Isaac Bashevis Singer in seiner hinreißenden Nobelpreisrede anmerkte, wesentlich mehr Auswahl. Auf Jiddisch kann man noch viel mehr sein: Meschig-

MESCHIGGE? ZERDREJT? ZERRIEDERT?
VERMISCHT? ZERDILLT? ZERHOTZKERT?
ZERSTRUDELT? VARKALOSCHET?
ICH DOCH NICHT!
UND SAGEN SIE
NICHT, SIE
MEINEN
MEIN KLEINES
BETH AM
STRAND!

ge natürlich, zerdrejt, zerriedert, vermischt, a Mensch wus kriecht ojf die gleiche Wänd, a Zerdillter, a Zerhotzkerter, zerstrudelt oder varkaloschet, man kann auch sagen, es fehlt ihm a Klepp im Mojach (Gehirn). Diese Liste ließe sich noch beliebig lange fortsetzen, aber lernen Sie einmal das.

Die Vielfalt jiddischer Ausdrücke beschränkt sich aber natürlich nicht nur auf einen bunten Geisteszustand. Ein anderes Beispiel. Auch ein armer Mensch kann viel umfassender und differenzierter als in anderen Sprachen beschrieben werden. Man kann sagen: Hejsergeher, Medinejid, Puretz mit a loj, Schnorrer, Nevjen, Kapzn, Schlepper, Hungermann, Torbenik, er hot den Dalles, er is ojf gebrennte Zures, ojf gehackte Zures oder es gejt ihm schlimm Schlimmassel.

Wenn man wirklich bildlich mit wenigen Worten eine ganz lange Geschichte erzählen möchte kann man über den armen Mann auch

sagen: Es geht ihm wie a Rusche of jenner Welt (wie einem Bösewicht im Leben nach dem Tod – der bestraft wird und dann in Armut existieren muss) oder wie a Zaddik ojf dieser Welt (wie einem heiligen Mann auf dieser Welt – dem es jetzt schlecht geht, aber der im Leben nach dem Tod Belohnung zu erwarten hat). Eine andere Variante, deren Verständnis zugegebenermaßen zumindest Basiswissen über die jüdische Religion voraussetzt, wäre die Formulierung: Es is bei ihm a ganz Juhr Pessach – er hot nischt ojf a Stickl Broit (bei

ihm ist das ganze Jahr Pessach – wo Juden kein Brot essen dürfen, er hat nicht nur zu Pessach, sondern das ganze Jahr über kein Brot).

Wenn einer lang genug arm ist, hat er irgendwann vermutlich auch Schulden. Dann, wenn zwei über ihn reden, wird er vielleicht so beschrieben: Vermuggen sollen wir es bejde, wie viel es fehlt ihm zu finef Dollar (Ich wünsche uns beiden so viel Vermögen, wie ihm fehlt, bis er fünf Dollar beisammen hat.)

Sofern man beim Gebrauch dieses Ausdrucks winkt mit die Ojgen (also schelmisch blinzelt) kann man über diesen armen Mann auch noch sagen: a zweiter Rotschild – nebbach! Das ist vielleicht nicht besonders nett, aber seien Sie doch ehrlich. Das kann doch was!

* Mammeloschn (Jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen Loschn: Zunge, Sprache.

In den Central Park, um Ehebrecher zu steinigen

Ein agnostischer Jude bemüht sich, ein Jahr lang alle Gebote der Bibel einzuhalten. Das verschafft ihm interessante Einsichten – und einen Buch-Bestseller.

VON CORNELIA MAYRBÄURL

Während der letzten zwei Monate des Experiments küsste ihn seine Frau nicht mehr. Der Bart von A. J. Jacobs war zu groß und zu dicht geworden. Doch das war bei weitem nicht die gravierendste Folge des Selbstversuchs eines säkularen, agnostischen New Yorker Juden. Jacobs nahm sich vor, ein Jahr lang alle Regeln zu befolgen, die die Bibel Gläubigen auferlegt. Sie nur aufzulisten, war schon ein schönes Stück Arbeit: Jacobs, im Brotberuf ausgerechnet Redakteur des Männermagazins "Esquire", verglich verschiedene Ausgaben der Bibel, las sie von vorne bis hinten durch und erstellte eine 72 Seiten lange Liste mit 700 Regeln. Er lässt, siehe oben, seinen Bart ungestutzt (Leviticus 19,27) und konsultiert einen ultrareligiösen Textil-Tester (Leviticus 19,19), um das Tragen von Mischgewebe aus Wolle und Leinen zu vermeiden. Er bemüht sich, die zehn Gebote ernst zu nehmen ("Du sollst neben mir keine anderen Götter haben", Exodus 20,3) und hofft: "Wenn ich mich monatelang wie ein gläubiger, gottliebender Mensch verhalte, werde

ich vielleicht irgendwann ein gläubiger, gottliebender Mensch. Darum will ich Gott jetzt bitten. Aber ich habe mein Lebtag noch nie gebetet. Verstoße ich gegen das dritte Gebot, den Namen des Herrn nicht zu mißbrauchen, wenn ich die heiligen Worte noch nicht glaube, die ich jetzt spreche?"

Auch wenn Jacobs' Hoffnung nur bedingt aufgegangen ist, so hat sein Selbstversuch doch ein gutes Ergebnis gebracht, nämlich das Buch "Die Bibel & ich". Anders als man erwarten könnte, geht der Männermagazin-Redakteur darin nicht auf die Fundamentalisten los oder macht sie lächerlich. Dennoch erlaubt er es sich auch immer wieder einmal, satirisch zu sein. "Die Bibel & ich" spiegelt Jacobs' Herangehensweise an dieses anstrengende Experiment wider: neugierig, ohne Arroganz, ernsthaft, aber mit der Fähigkeit, sich zu wundern und zu lachen, auch über sich selbst. Vielleicht auch in dem Moment, als Iacobs mit der Absicht in den Central Park geht, Ehe- und Sabbatbrecher zu steinigen (Leviticus 20, 27). Immerhin kann er sich dazu zwingen, den Sündern ein paar leichte Kieselsteine auf die Schuhe zu werfen – schließlich sagt die Bibel nicht, wie groß die Steine sein sollen.

Alle Regeln gleichzeitig einzuhalten, erweist sich sehr schnell als unmöglich. Denn "sie betreffen sämtliche Aspekte meines Lebens – wie ich sprechen, essen, baden, was ich anziehen und wie ich meine Frau umarmen soll". So nimmt sich Jacobs ein Enddreißiger, der einen kleinen Sohn hat und dessen Frau nach einer künstlichen Befruchtung Zwillinge erwartet – vor, an jedem Tag sich auf eine Vorschrift besonders zu konzentrieren. Um die richtigen Prioritäten zu setzen – die genauen Vorschriften des Alten Testaments für Tieropfer stellt er zum Beispiel zurück - zieht Jacobs auch einige religiöse Autoritäten als Berater heran. Zwar sagt Herr Berkowitz, der Textil-Tester, zunächst, alle Gebote seien gleich wichtig. Aber dann räumt er doch ein, dass es schlimmer ist, einen Mord zu begehen, als eine unkoschere Jacke zu tragen. Auf die naheliegende Frage, warum es Gott



Als besonders schwierige Übung erweist sich die Vermeidung wollüstiger Gedanken, wie sie das Buch der Sprichwörter empfiehlt.

wichtig sein soll, dass wir keine Woll-Leinen-Mischung tragen, hat er keine Antwort. Diese Regel ist chukim - ein Gebot der Thora, dessen Sinn wir mit unserer begrenzten menschlichen Auffassungsgabe nicht erkennen können. Für den linksliberalen Großstadtindividualisten A. J. Jacobs ist es ein großer Brocken: Akzeptieren zu müssen, dass das eigene Verhalten nicht unbedingt eine rationale Basis hat bzw. braucht: "Manche sagen gar, es sei wichtiger, den unerklärbaren Regeln zu folgen, denn das zeigt, dass du dich verpflichtet fühlst, dass du tief gläubig bist."

Am Tag 31 des Experiments, an dem der erste Monat des biblischen Lebens endet, nimmt sich Jacobs zum ersten Mal die Vorschrift "Stoßt in die Posaune am Neumond" (Psalmen 81,3) vor. Im Shop des jüdischen Gemeindezentrums hat er ein Widderhorn um 30 Dollar gefunden, in das er bläst. Sein Bart ist mitterweile schon beträchtlich. Etwas später wird Jacobs beginnen, ausschließlich weiße Kleidung zu tragen (Kohelet 9,8). Am Tag 95 versteht er, dass ihn manche Leute in der U-Bahn komisch ansehen: "Ich sah mich heute in den Spiegel und stellte offiziell fest: Ich bin zu jemandem geworden, den man vermeiden will und dessentwegen man die Straßenseite wechselt."

Doch gerade in den USA gibt es ja jede Menge Platz für religiöse Splittergruppen. So lässt Jacobs immer wieder mal Manhattans Upper West Side hinter sich und besucht die Amisch in Kentucky und die evangelikalen Kreationisten, einen konservativen Fernsehprediger in einer Mega-Kirche und die Sekte der Schlangenaufheber in Tennessee. Seine Skepsis diesen Gruppen gegenüber bestätigt sich, aber nicht immer auf der ganzen Linie.

Als besonders schwierige Übung erweist sich die Vermeidung wollüstiger Gedanken, wie sie das Buch der Sprichwörter empfiehlt. Nach 38 Jahren eines konsequent säkularen Lebens will es A. J. Jacobs nicht in den Kopf, dass Sexualität sündhaft sei. Und er sieht sich an allen Ecken und Enden mit Versuchungen konfrontiert. Für "Esquire" muss er zu einer Modenschau, die furchtbar sexy ist. Da helfen zwei Tipps seiner spirituellen Consultants: "Man redet sich ein, bei der fraglichen Frau ohnehin keine Chancen zu haben" und zweitens: "Stellen Sie sich die Frau als Ihre Mutter vor."

Die Versuchung lauert überall. Als er auf der Website Yahoo die aktuellen Börsenkurse checken will, lacht ihm ein blondes Model in einem tief ausgeschnittenen Kleid entgegen, das lustvoll am Bügel ihrer Brille knabbert, "vom jüngsten Aktienindex offenbar erregt". Jacobs durchsucht auch die eigenen vier Wände und verklebt alles, was seine Libido anregen könnte, mit schwarzem Klebeband: die Geisha auf der Teeschachtel, die fesche Köchin auf dem Rücken eines Kochbuchs, das ansehnliche und breit zur Schau gestellte Dekolleté einer Freundin seiner Frau auf einem Hochzeitsfoto. Um gefahrlos einen Film ansehen zu können, wird er Mitglied beim Online-Verleih Clean Flicks ("Saubere Streifen") aus Utah, der komplett von Sex und Gewalt bereinigte Hollywood-Filme anbietet. Unterm Strich jedoch, stellt Jacobs fest, ist das alles kontraproduktiv: Er dachte erst recht mehr über das nach, was ihm nun verborgen blieb, als hätte er alles unzensuriert über sich ergehen lassen.

Die Familie bleibt von all dem nicht unberührt. Söhnchen Jasper bekommt seine biblische Lektion, als er bei Starbucks mehr als einen Strohhalm nehmen will. Schließlich heißt es in Exodus 20,15: "Du sollst nicht stehlen." Aber fällt das überhaupt unter Diebstahl? Oder darf man bei einem multinationalen Konzern, der nicht in Gefahr ist, pleitezugehen, eine Kleinigkeit mitgehen lassen? Nachdem Jasper eine Zeit lang geschrien, getobt und seinen Arm in Richtung der Strohhalme gereckt hat, gibt ihm sein Vater als Beruhigungsmittel eine Serviette, die der Kleine dann zerfetzt. Zu einem klaren Schluss kommt Jacobs, was seine Einschätzung der unterschiedlichen religiösen Strömungen betrifft. "Das Jahr hat mir jenseits aller Zweifel gezeigt, dass sich alle in der Religion wie im Selbstbedienungsrestaurant bedienen. Nicht nur die Moderaten. Auch die Fundamentalisten. Sie schaffen es nicht, alles auf ihren Teller zu nehmen." Denn sonst würden sie ja Frauen aus der Kirche hinauswerfen, weil sie "Hallo" sagen ("... sollen die Frauen in der Versammlung schweigen; es ist ihnen nicht gestattet zu reden. Sie sollen sich unterordnen. wie auch das Gesetz es fordert", 1 Korinther 14,34), und Männern einen Stiefeltritt geben, weil sie sich über die "Tennessee Titans" unterhalten ("Auf alles, was ich euch gesagt habe, sollt ihr achten. Den Na-

men eines anderen Gottes sollt ihr

nicht aussprechen, er soll dir nicht

über die Lippen kommen", Exodus

23,13). Für eine gesunde spirituelle

Ernährung empfiehlt Jacobs, "die

richtigen Gerichte auszuwählen. Du

musst die nahrhaften nehmen (Mit-

gefühl), die gesunden (Liebe deinen

Nächsten) und nicht die bitteren.

Religiöse Autoritäten wissen nicht

"Die Bibel & ich" spiegelt Jacobs' Herangehensweise an dieses anstrengende Experiment wider: neugierig, ohne Arroganz, ernsthaft, aber mit der Fähigkeit, sich zu wundern und zu lachen, auch über sich selbst.

alles über jedes Essen, aber die guten können dich vielleicht zum dem hinführen, das frisch ist."

Sich selbst sieht er schlussendlich als einen reverenten Agnostiker: "Ich glaube nun, dass, ob es einen Gott gibt oder nicht, so etwas wie Heiligkeit existiert. Das Leben ist heilig. Der Sabbat kann ein heiliger Tag sein ... Und ich werde weiterhin Dankgebete sprechen. Ich bin nicht sicher, wem ich danke, aber ich bin süchtig nach dem Akt des Dankens geworden", schreibt er und verweist auf das überlange Kapitel "Danksagungen" am Ende des Buches.

Seine Frau spricht Jacobs in einem Interview über das Buch übrigens heilig. Zwar habe ihr wohl gefallen, dass er toleranter und nachdenklicher geworden sei. Die Vorschriften im Alten Testament über menstruierende Frauen sind aber streng: Nicht nur darf der Mann die Frau dann nicht berühren, es ist auch verboten, auf einem Stuhl zu sitzen, den sie zuvor benützt hat. "Meine Frau fand das beleidigend und benützte jede Sitzgelegenheit in unserer Wohnung. Die meiste Zeit des Jahres habe ich stehend verbracht."

Und der Bart? Am Ende fiel er, und A. J. Jacobs verwahrt ihn nun als Souvenir in einem Plastiksack unter dem Waschbecken. Wäre der Verleger nicht dagegen gewesen, hätte er den ersten hundert verkauften Büchern ein Büschel Barthaare beigelegt



A. J. Jacobs:
Die Bibel & ich
Von einem, der auszog, das
Buch der Bücher wörtlich zu
nehmen.
Ullstein Verlag, Berlin 2008
418 Seiten, 19,90 Euro

Die Geschichte vom Herrn Rat

von Paul J. Schrag

Walfischgasse 4 1010 Wien

stadtTheater walfischgasse

Eine Lesung von Theater Beyond

Helmut Berger – Alexander Strobele – Stephanie Schmiderer - Hubert Wolf – Alexe Schmid Regie - Yvonne Zahn



"Die Geschichte vom Herrn Rat" ist eine Kombination von historischer Erzählung und Bühnenstück zum Thema des deutschen Judentums. Rückblickend bis in das 19. Jahrhundert wird die wahre Lebensgeschichte einer jüdischen Familie und deren engsten Mitmenschen durch einen dem Holocaust entkommenen Verwandten geschildert.

Angesiedelt in einem jüdischen Haushalt an drei Weihnachtsabenden - 1922, 1932, 1942 - ist das Stück in einen größeren politischen, sozio-ökonomischen und historischen Kontext eingebettet, der den Bogen vom Ersten Weltkrieg über die Weimarer Republik zum nationalsozialistischen Terrorregime spannt. Zugleich thematisiert es Zustände mit denen wir heute tagtäglich konfrontiert werden: Xenophobie, ideologische

Unterdrückung, Fundamentalismus und die Frage nach der moralischer Verantwortung der Justiz. "Die Geschichte von Herrn Rat" ist aber auch eine außergewöhnliche Demonstration von Treue und Freundschaft zwischen Juden und Nicht-Juden.

Tickets: 512 42 00 www.stadttheater.org



9. November 2010 20.00 Uhr im theaterCercle

Tickets: 19,-- EURO

"Vernichtet die Juden, ehe sie euch vernichten"

Antijüdische Ressentiments von Arabern gab es schon lange vor der Staatsgründung Israels. In der panarabischen Bewegung herrschten große Sympathien für den Nationalsozialismus. Diese Sympathien wurden von den Nazis ausgenutzt und verstärkt. Ein wichtiges Mittel dafür waren Radiosendungen.

VON LUKAS WIESELBERG

Am 28. November 1941 machte Adolf Hitler eines seiner zahlreichen Versprechen, das er dankenswerterweise nicht halten konnte. Der Kampf der Nazis sollte nicht nur in Europa "bis zur völligen Zerstörung des jüdisch-kommunistischen Reiches" fortgeführt werden, sondern die Armeen der Ostfront zu einem "nicht fernen Zeitpunkt" auch den "Südausgang Kaukasiens erreichen". Dann, so versicherte der Führer, sei die Stunde der Befreiung für die arabische Welt gekommen. Das Ziel sei "die Vernichtung des im arabischen Raums unter der Protektion der britischen Macht lebenden Judentums". Der Mann, dem Hitler dieses Versprechen gab, sollte dann der Anführer der arabischen Welt sein: Mohammed Amin al-Husseini, der Mufti von Jerusalem. Al-Husseini bedankte sich freundlich und versicherte dem Führer, dass sich sicherlich alles so ereignen würde, wie von diesem vorausgesagt. Al-Husseini hatte gute Gründe, auf die Nazi-Karte zu setzen. Seit einem halben Jahr lebte er zu diesem Zeitpunkt bereits in Berlin, die Deutschen hatten ihm eine hübsche Residenz in einem arisierten Haus eingerichtet.

Wie aus dem aus Protokollen bekannten Gespräch hervorgeht, war

der Plan, die "Endlösung der Judenfrage" auch auf den Nahen Osten und Nordafrika auszudehnen. 1941 bereits konkret. Dass er nicht realisiert werden konnte, hat einzig mit den Niederlagen der Deutschen an der Ostfront und im ägyptischen El-Alamein 1942 zu tun. Die Vorbereitungen für den Völkermord an den rund 700.000 in der Region lebenden Juden waren aber schon getroffen: Der "logische" Partner vor Ort waren die Araber. Bei weitem nicht alle, aber auch nicht wenige kooperierten mit den Nazis für ihre eigene Sache. Eine gewichtige Rolle spielte dabei - wie immer bei den Nazis – die Propaganda. In Berlin produzierte und in den arabischen Raum ausgestrahlte Rundfunksendungen sollten den arabisch-jüdischen Konflikt anheizen. Der ausführende Kopf der Propaganda war al-Husseini.

der Propaganda war al-Husseini. Am 7. Juli 1942, als die Deutschen in Ägypten noch auf dem Vormarsch waren, waren über den Sender "Stimme des Freien Arabertums" folgende Worte zu hören: "Tötet die Juden, die euer Vermögen an sich gerissen haben und einen Anschlag auf eure Sicherheit planen. Araber Syriens, des Irak und Palästinas, worauf wartet ihr? Die Juden haben vor, eure Frauen zu schänden, eure Kinder

umzubringen und euch zu vernichten. Nach der muslimischen Religion ist die Verteidigung eures Lebens eine Pflicht, die nur durch die Vernichtung der Juden erfüllt werden kann. Das ist eure beste Chance, diese dreckige Rasse loszuwerden, die euch eurer Rechte beraubt und euren Ländern Unheil und Zerstörung gebracht hat. Tötet die Juden, vernichtet diese niederträchtigen Helfer des britischen Imperialismus. Eure einzige Hoffnung auf Rettung ist die Vernichtung der Juden, ehe sie euch vernichten."

Worte, die nach der Genozid-Konvention der Vereinten Nationen eindeutig als Aufruf zum Völkermord zu verstehen sind. Dass wir von ihnen heute überhaupt Kenntnis haben, liegt an Jeffrev Herf. Der Historiker von der Universität von Maryland hat Protokolle der Sendungen vor drei Jahren im Nationalarchiv der USA in Maryland entdeckt. Über 60 Jahre lang waren die Inhalte der Sendungen unbekannt, in den deutschen Archiven sind keine verwertbaren Audio-Aufnahmen mehr zu finden. Da die US-Botschaft in Kairo aber unter dem damaligen Botschafter Alexander Kirk die Sendungen eifrig transkribierte, wissen wir heute ziemlich viel über "Hitlers

"Die Rundfunksendungen in den Nahen Osten sind ein Beispiel rassistischer Volksverhetzung. Zum ersten Mal in der Geschichte wurde Rundfunk eingesetzt, um Völkermord oder versuchten Völkermord zu propagieren."

Dschihad", wie Jeffrey Herf einen Artikel in den "Vierteljahresheften für Zeitgeschichte" nannte.

Die Rundunkstationen, die vielsagende Namen trugen wie "Berlin auf Arabisch", standen in der der deutschen Hauptstadt. Produziert wurden die Sendungen vom Orientreferat für Propaganda und Strategie des Auswärtigen Amtes, empfangen via Kurzwelle in Nordafrika und im Nahen Osten. Experten schätzen, dass es damals rund 90.000 Empfangsgeräte in der Region gegeben hat. Für Jeffrey Herf handelt es sich bei den Protokollen um einen historischen Schatz, dessen Auswertung eine Reihe von Ergebnissen brachte. Die Rundfunksendungen zeigen eine Vermischung von "säkularem Antiimperialismus und religiös begründetem Judenhass", sagte Herf, der heuer Gast am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften in Wien war. Der Schlüsseltext zu ihrem Verständnis war ihm zufolge nicht Hitlers "Mein Kampf" und auch nicht das berühmt-berüchtigte "Protokolle der Weisen von Zion", sondern der Koran. "Wie die Bibel oder die Thora kann man auch den Koran auf unterschiedliche Art lesen. In der Nazipropaganda im arabischen Raum wurde er als rein antisemitischer Text gelesen. "Koranzitate wurden benutzt, um dem Judenhass der Nazis eine religiöse Begründung zu geben", so Jeffrey

Die arabischen Exilanten in Berlin waren aber keine passiven Marionetten, betont der Historiker. Mensche wie al-Husseini haben einen wichtigen Beitrag zur Nazipropaganda in Berlin geleistet.

"Die Rundfunksendungen in den Nahen Osten sind ein Beispiel rassistischer Volksverhetzung. Zum ersten Mal in der Geschichte wurde Rundfunk eingesetzt, um Völkermord oder versuchten Völkermord zu propagieren", sagt Jeffrey



Herf. Während die Nomenklatura des Nationalsozialismus in Europa nach der Kapitulation auf die Anklagebank gekommen ist, blieben ihre arabischen Kollaborateure oft unbehelligt. Auch al-Husseini, der die verhetzenden Reden im Radio gehalten hat. Da er nebst anderem in Bosnien eine SS-Division organisiert hat, wollte ihn Titos Jugoslawien in den ersten Nachkriegsmonaten vor Gericht bringen.

Dass es dazu nicht gekommen ist, hat laut Herf mit zwei Dingen zu tun: Zum einen war das Öl des Nahen Osten schon damals ein Argument, das wichtiger war als Gerechtigkeit. Zum anderen galt al-Husseini laut einem Bericht der amerikanischen Nachrichtendienste vielen als antikolonialistischer Freiheitskämpfer und nicht als Kriegsverbrecher. "Deshalb sind die Amerikaner zu dem Schluss gekommen, ihn nicht in Nürnberg vor Gericht zu stellen", so Herf.

Al-Husseini wurde nach seiner Rückkehr wieder Führer der nationalen palästinensischen Bewegung. "Er war ein Nazi-Kollaborateur, der seine Meinungen über die Juden nach dem Krieg nicht verändert hat. Es gibt einen großen Unterschied zwischen den Exnazis im Nahen Osten und den Exnazis in Europa", meint Jeffrey Herf. Während Erstere einfach weitermachten, begann für viele der Zweiteren die Zeit der Ausreden und Ausflüchte. Welchen Einfluss der Mufti auf die Generationen nach ihm gehabt hat, könnte eine Rezeptionsgeschichte zeigen, die es aber noch zu schreiben gilt. Analysiert werden müssten dabei Quellen im arabischen Raum, die etwa an der Azhar-Universität in Kairo gefunden werden könnten oder in Archiven des ägyptischen Innenministeriums. "Da wäre viel zu tun für jüngere Historiker", so Herf.

Links:

Jeffrey Herf, Universität von Maryland:
http://www.history.umd.edu/Bio/herf.html
Jeffrey Herf, "Nazi Propaganda for the Arab
World" im Verlag Yale University Press:
http://yalepress.yale.edu/yupbooks/book.
asp?isbn=9780300145793
Artikel von Herf: "Hitlers Dschihad" in den
"Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte":
http://www.atypon-link.com/OLD/doi/
abs/10.1524/vfzg.2010.0013

Rabbi Joshua in Oberbayern

Die Passionsspiele von Oberammergau sind vom Hort des Antisemitismus zu einem Symbol jüdisch-deutscher Versöhnung geworden.

VON ERIC FREY (TEXT) UND BRIGITTE MARIA MAYER (FOTO)

Spätestens dann, wenn Jesus beim Letzten Abendmahl die Kerzen in einer Menora gezündet und im perfekten Hebräisch die Segenssprüche auf den Feiertag, Brot und Wein gesprochen, müsste es jedem Zuschauer klar sein: Die Passionsspiele von Oberammergau 2010 haben mit ihrer antijüdischen Tradition radikal gebrochen.

Viel zu lange war die kleine Gemeinde in Oberbayern Symbolort für den anhaltenden, unverbesserlichen Antisemitismus der Deutschen. Seit Jahrhunderten wurden alle zehn Jahre Jesus Christus' letzte Tage von Dorfbewohner so dargestellt, wie es die Christen immer schon gewohnt waren: Mit dem teuflischen Verräter Judas, einer hinterlistigen Tempel-

Priesterschaft und einem jüdischen Pöbel, der mit seinem Gejohle Jesus zum Tod am Kreuz verdammt.

1633 hatten die Oberammergauer das Gelübde zu diesem Spiel abgegeben, um ihr Dorf vor der Pest zu bewahren, und nach dem Verbot vieler anderer ähnlicher Passionsspiele in der Zeit der Aufklärung wurde Oberammergau zum kulturell-religiösem Unikat, zu dem Besucher aus aller Welt pilgerten. Hitler lobte die Spiele als "Fels inmitten des jüdischen Geschmeißes und Gewimmels". Das Nachkriegsdeutschland knüpfte am alten Text und der traditionellen Inszenierung einfach an, und als ab 1950 die internationale Kritik am antijüdischen Spektakel immer lauter wurde, verschlossen die Oberammergauer einfach ihre Ohren. Minimale Textänderungen änderten nichts am Grundtenor des "Juden töten Jesus"-Spiels.

Erst im Vorfeld der Passionsspiele 1990 kommt es zur Wende: Der 25jährige Bildhauer Christian Stückl wird neuer Spielleiter, holt sich jüngere Darsteller und eliminiert in Absprache mit jüdischen Organisationen wie der Anti-Defamation League die krassesten antijüdischen Textpassagen. Im Jahr 2000 setzt Stückl seine Reformen fort, indem er



Diese Neuinterpretation durch moderne deutsche Theatermacher, die mit Katechismus nichts mehr am Hut haben, schafft nicht nur für gläubige Christen Probleme.

Das bayerische Dorf ist zum Symbol für ein neues Deutschland geworden, eines, das alles tut, um seine schreckliche Vergangenheit hinter sich zu lassen.

den Text tiefgreifend verändert und die Charaktere modernisiert.

Im dritten Anlauf ist der inzwischen prominente Regisseur noch weiter gegangen und hat aus der christlichen Passionsgeschichte ein fast schon jüdisches Drama gemacht: Jesus als Reformrabbiner, der ein zeitgemäßes, humanistisches Judentum predigt und deshalb das Misstrauen der römischen Machthaber als auch der jüdischen Hohepriester erregt. Aber sowohl die Priesterschaft als auch die Bevölkerung von Jerusalem ist zutiefst gespalten, in keinem Moment sind es "die Juden", die Jesus in den Tod wünschen. Und Judas wird, wie in vielen modernen Interpretationen, als idealistischer Revoluzzer darstellt, der von Jesus enttäuscht ist, weil dieser keinen Aufstand gegen die Römer probt und nach seinem Verrat an seinen Schuldgefühlen zerbricht.

Erst im zweiten Teil der Passionsspiele, als Jesus verhaftet, verurteilt, gequält und gekreuzigt wird, schimmert die christliche Botschaft der Erlösung durch den Tod ein wenig durch. Aber bis zum letzten Augenblick hat man als Zuschauer in dem riesigen Passionstheater das Gefühl, einer Tragödie aus der jüdischen Geschichte hier beizuwohnen.

Diese zutiefst philosemitische Interpretation des Kernstücks des christlichen Glaubens genießt die volle Unterstützung des deutschen Feuilletons und auch der katholischen Kirche. Der Erzbischof von München wacht selbst darüber, dass kein antijüdischer Ton aus Oberammergau kommt.

Das bayerische Dorf ist dadurch zum Symbol für ein neues Deutschland geworden, eines, das alles tut, um seine schreckliche Vergangenheit hinter sich zu lassen und der Welt ein anderes Bild von sich zu präsentieren – das einer zutiefst demokratischen, humanen und toleranten Gesellschaft, die mit aller Kraft die

Aussöhnung mit dem Judentum sucht. Ähnlich wie die Nationalelf bei den letzten beiden Fußball-Weltmeisterschaften alle negativen Klischees über deutsche Verbissenheit Lügen gestraft hat, sind Oberammergau heute das Gegenteil von dem, für das viele sie immer noch halten.

Doch das Stück auf der Bühne, das von Mitte Mai bis Anfang Oktober 102 Mal aufgeführt wird, ist nur eine Facette dieser Geschichte.

Da ist auch etwa das Publikum, zumeist einfache Bürger aus Deutschland und vielen anderen Ländern, die nach Oberammergau strömen, um ihren Jesus zu sehen und von den Bemühungen der Spielleitung wenig oder gar nichts mitbekommen und nicht einmal erkennen, das Hebräisch gesprochen wird. Folgender Dialog zwischen zwei Besuchern war in der Pause zu hören:

"Sie sind schon zum zweiten Mal da. Was hat sich denn verändert?"

"Na ja, vor zehn Jahren wurde im Stück nicht lateinisch gesprochen." "Lateinisch? Ich dachte, das sei jüdisch."

Unmut war an diesem Abend keiner zu spüren, aber die meisten Zuschauer hätten wohl genauso applaudiert, wenn die Juden immer noch als Jesusmörder dargestellt worden wären.

Was aber schwerer wiegt, ist die Stimmung im Ort. Dieser ist tief gespalten zwischen den Modernisierern hinter Stückl und den Traditionalisten, die zum alten Text zurückkehren wollen. Der Wirt des Dedlerhauses, eines historischen Gasthofs inmitten des Dorfs, gehört zur zweiten Fraktion.

Als ich in der Früh nach der Aufführung mit ihm ins Gespräch komme, bricht es sofort aus ihm heraus. Das alte Spiel sei viel besser gewesen, was nun aufgeführt werde, entspreche nicht mehr dem ursprünglichen Gelübde. Alles sei so gewesen, wie es

wortwörtlich in der Bibel steht. Nun aber würden die Juden darüber bestimmen, was die Oberammergauer sagen dürften, dabei sollten die sich doch lieber um ihre eigenen Probleme kümmern und gegenüber den Palästinensern menschlich sein. Die guten Kritiken in der Presse seien gekauft, die Rollen an den Meistbietenden versteigert, und Christian Stückl ginge es nur um seinen Ruhm in München und Salzburg, wo er gleichzeitig den "Jedermann" inszeniert.

Der Wirt ist kein Einzelfall. Rund die Hälfte der 5000 Einwohner von Oberammergau denken so, und die Tatsache, dass heuer viele amerikanische Besucher ausgeblieben sind, könnte Stückls Kritikern Auftrieb geben. Die Vergangenheit ist in Deutschland nie ganz vergangen.

Und so erschreckend solche Ausfälle auch sind, in manchem kann man den Zorn des Wirtes – und anderer Oberammergauer – nachvollziehen: Die religiöse Botschaft der Passion ist durch die Rückkehr zu ihren historischen jüdischen Wurzeln verloren gegangen.

Dieser Jesus mag sich vielleicht für den (jüdischen) Messias halten, aber sicher nicht für den Sohn Gottes im christlichen Sinn. Trotz der aus den Evangelien übernommenen Dialoge bleibt er selbst bei der eindrucksvollen nächtlichen Kreuzigungsszene ein tragischer jüdischer Rabbi und wird einfach nicht zum Teil der christlichen Dreifaltigkeit.

Diese Neuinterpretation durch moderne deutsche Theatermacher, die mit Katechismus nichts mehr am Hut haben, schafft nicht nur für gläubige Christen Probleme. So professionell Stückls Inszenierung auch ist: Warum man sich das Leiden und den Tod eines jüdischen Predigers vor 2000 Jahren sechs Stunden lang anschauen muss, erschließt sich dem Zuschauer der Passionsspiele von Oberammergau nicht.

Die Erfindung des jüdischen Volkes

Endlich auf Deutsch erschienen: Shlomo Sands Dekonstruktion zionistischer Gründungsmythen Israels.

VON THOMAS SCHMIDINGER

Bereits 2008 sorgte der 1946 in Linz geborene israelische Historiker Shlomo Sand in Israel mit der Veröffentlichung seines Werkes "Wann und wie wurde das jüdische Volk erfunden?" für einige Aufregung. Der zur Gruppe der "neuen Historiker" gerechnete Sand, der in seiner Jugend in der linksradikalen antizionistischen Matzpen aktiv war und heute als Professor an der Universität Tel Aviv lehrt, hatte mit seinem Buch einen empfindlichen Punkt im zionistischen Staatverständnis getroffen. Außerhalb Israels war Sands Werk bislang jedoch kaum zugänglich. Mit der nun bei Propyläen veröffentlichen deutschen Übersetzung kann man sich auch dann ein Bild davon machen, wenn man nicht Hebräisch kann

Für Sozialwissenschafter, die mit der neueren Nationalismusforschung vertraut sind, ist Sands Ansatz wenig überraschend. Sands Analyse der "Erfindung des jüdischen Volkes" basiert auf den theoretischen Ansätzen. mit denen Benedict Anderson, Ernest Gellner und Eric Hobsbawm in den 1980er-Jahren eine konstruktivistische Wende in der Nationalismusforschung einleiteten. Vereinfacht zusammengefasst gehen diese Ansätze davon aus, dass Nationen nicht einfach existieren, sondern geschaffen werden. Sie sind "vorgestellte Gemeinschaften", die aus der Ideologie des Nationalismus resultieren und nicht umgekehrt. Als solche sind

sie jedoch nicht weniger wirkungsmächtig. Shlomo Sand zeichnet diesen Vorgang anhand des "jüdischen Volkes" nach.

Gerade darin liegt die Sprengkraft seines über 500 Seiten umfassenden Werkes. Dass das eben erst sehr spät. gerade aufgrund der Erfahrungen des Antisemitismus und der Shoah, sich als "Volk" betrachtende "jüdische Volk" in Sands Werk dekonstruiert wird, ist aufgrund dieser der Nationsbildung zugrunde liegenden Verfolgungsgeschichte mit Sicherheit wesentlich dramatischer als die Dekonstruktion anderer "Völker" und "Nationen". Interessant ist dabei die Methode, mit der er sich in der Dekonstruktion der zionistischen Vorstellung vom "jüdischen Volk" ver-

Sand schildert nicht nur die Ungereimtheiten, die zionistische und andere nationaljüdische Strömungen im 19. Jahrhundert beiseite schieben mussten. Im Detail arbeitet er anhand der zionistischen Ouellen und der darauf aufbauenden Debatten auf, was denn nun mit den alten Judäern angeblich nach dem Jahre 70 geschehen wäre, und wer nun die Vorfahren der gegenwärtigen Juden, aber auch der Palästinenser wären. So macht er die Wandlung dieser Geschichtsrekonstruktion deutlich. Damit gelingt es ihm nachhaltig, die These von der Vertreibung des "jüdischen Volkes" zu erschüttern. Sands vertritt die These, dass große Teile der zeitgenössischen jüdischen Bevölkerung Nachkommen von Konvertiten darstellen würden. Dafür kann er jedoch genauso wenig Belege vorlegen, wie die zionistische Geschichtsschreibung für die Vertreibungsthese.

Es mag sein, dass dieses Buch von wütenden Antizionisten als Munition benutzt werden kann. Vor allem sein Schlusskapitel über die Identitätspolitik in Israel, das politisch orientiert ist, bietet Anknüpfungspunkte für propagandistische Verwendung. Wer sich auf die von Sand dabei benutzten Schlagworte von Israel als "Ethnokratie" oder von den "Apartheidsgebieten" stürzt, kann ihn entweder für antiisraelische Propaganda benutzen oder ihm genau diese vorwerfen. Der Leser sollte jedoch auch zur Kenntnis nehmen, dass Sand an keiner Stelle die Zerstörung Israels propagiert, sondern eine Zweistaatenlösung und eine Säkularisierung Israels, die Israel zum Staat aller seiner Staatsbürger – auch der arabischen Israelis - machen soll.



Shlomo Sand:
Die Erfindung des
jüdischen Volkes.
Israels Gründungsmythos auf dem
Prüfstand.
Propyläen,
Berlin 2010
5.70 Euro

MEHR WIRTSCHAFT. MEHR KULTUR.



4 Wochen GRATIS testen!

Bestellung unter Tel. 0810 0810 99 oder abo-center@wienerzeitung.at

www.wienerzeitung.at

Der Vater der Pop Art

Eine neue Biografie zeichnet das Leben des legendären New Yorker Kunsthändlers Leo Castelli nach.

VON DANIELLE SPERA

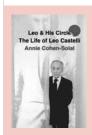
Die neue Biografie der Historikerin und Sartre-Biografin Annie Cohen-Solal zeichnet nicht nur das faszinierende Leben und den Einfluss des Ausnahme-Galeristen Leo Castelli auf die Entwicklung der amerikanischen Kunst nach. Eine Hälfte des Buches ist auch eine Spurensuche der Familie Castelli, deren ereignisreiche Geschichte bis in die Toskana der Renaissance zurückreicht. Die Autorin geht dabei immer auch detailliert auf die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen ein - von der Donaumonarchie zum italienischen Faschismus und deren Einfluss auf das Leben der Iuden in Italien.

Geboren wurde Leo Castelli 1907 als Leo Krausz in Triest, als Kind eines ungarischen Bankiers und der Erbin eines italienischen Handelshauses. Leo wird nach einem Jusstudium durch Protektion seines Vaters in der Versicherungswelt untergebracht. In Bukarest langweilt er sich beim Verkauf von Lebensversicherungen halb zu Tode, findet allerdings schnell Zugang zu den höchsten Kreisen der Bukarester Gesellschaft. Dort lernt er auch Ileana Schapira kennen. Ileana, schön, intelligent, elegant, unkonventionell und sehr reich, möchte nichts lieber als weg aus Bukarest. Leo und Ileana heiraten, übersiedeln nach Paris und können mit der Unterstützung durch Vater Schapira ein finanziell unbeschwertes Leben führen. Hier beginnen sie, die Kunstwelt zu entdecken. Doch die Ehe wird immer brüchiger. Sie soll durch großzügige finanzielle Zuwendungen des Schwiegervaters gekittet werden. Mit dem Geld eröffnet Castelli 1939 gemeinsam mit einem Kompagnon eine Galerie in Paris, allerdings nur für kurze Zeit. Mihai Schapira, der längst erkannt hat, in welcher Gefahr sich Juden auch in Frankreich befinden, hat seit langem an einem Ausreiseplan für die gesamte Familie gearbeitet. Von Südfrankreich geht es nach Nordafrika und schließlich im März 1941 nach New York.

Im Vergleich zu Paris sei die Kunstszene in New York eine Wüste, konstatieren Leo und Ileana Castelli bald nach ihrer Ankunft. Die Ehe geht in Brüche, Castelli meldet sich freiwillig zur US-Army und kehrt als Übersetzer nach Europa zurück. Er findet seine Schwester, die über das Schicksal der Eltern berichtet. Ihre Flucht über die Donau misslingt, die Mutter ertrinkt, der Vater stirbt wenig später. Das Leben anderer Familienmitglieder endet im Konzentrationslager. Leo, der durch seinen Dienst bei der US-Armee amerikanischer Staatsbürger wird, kehrt in die USA zurück und wird Angestellter in einer Strickwarenfabrik. Weiterhin versorgt von seinem Schwiegervater wendet er sich der Kunst zu. Immer wieder besucht er das MoMa und erarbeitet sich einen Zugang zur zeitgenössischen Kunst, aber vor allem zu den Künstlern. Die mondane Wohnung seines Schwiegervaters dient als Begegnungsort.

Der junge Künstler Robert Rauschenberg lädt Castelli in sein Atelier, dort lernt er beim Eiswürfelholen dessen Mitbewohner Jasper Johns kennen, sieht seine Arbeiten und verspricht ihm sofort eine Ausstellung. Sie auch Castelli in das Zentrum der New Yorker Kunstwelt. Der Mythos Castelli ist geboren. Mit seinem Geschick für Netzwerke, seiner Sprachgewandtheit und seiner makellosen Eleganz gelingt ihm ein Erfolg nach dem anderen. Alle wichtigen Künstler der Gegenwart stellen bei Castelli aus. Castelli machte die amerikanische Avantgarde-Malerei weltberühmt.

Gespickt mit Anekdoten aus der Kunstwelt zeichnet die Autorin die späte Karriere Castellis nach, ohne reißerisch zu sein. Fast spannender ist allerdings die intensive Rückschau auf die Familiengeschichte und das jüdische Gesellschaftsleben im Italien der vergangenen Jahrhunderte. Seine Herkunft, seine Erziehung, sein kultureller Hintergrund, all das waren essenzielle Eckpunkte für seine Karriere. Castelli selbst hat seine jüdische Herkunft nicht verleugnet, er hat sie ignoriert.



Annie Cohen-Sola: Leo and his circle. The Life of Leo Castelli. A. Knopf 2010 New York, 540 Seiten 23 Euro

T. Scarlett Epstein – Die sieben Leben einer Leopardin

Aufgewachsen im Wiener Karl-Marx-Hof flüchtete Trude Grünwald 1939 von Albanien nach Großbritannien, änderte ihren Namen und wurde eine Wissenschafterin von Weltrang.

VON AXEL REISERER, LONDON

Für belanglose Höflichkeiten hat Scarlett Epstein keine Zeit. "Schmeicheln Sie mir nicht, ich kann das nicht ausstehen," sagt sie. Dass Scarlett scharf zu schießen vermag - nicht nur verbal -, davor warnt den Besucher bereits ein Leopardenfell im Vorzimmer ihrer Wohnung im südenglischen Hove: "Den habe ich selbst erlegt", sagt sie stolz. Das war 1955 in Südindien, wo sie damals ihren ersten von zahlreichen Forschungsaufenthalten als Sozialanthropologin verbrachte. Es mag aber auch damit zu tun haben, dass sie im Juli 88 Jahre wurde und immer noch unendlich viel zu tun hat. Nach einer Albanien-Reise Ende August erwartet sie derzeit grünes Licht für einen neuerlichen Besuch in Papua-Neuguinea, wo sie weiter Gastprofessorin an der Divine World University ist. Weitere Projekte sind in Vorbereitung: "Meine Tochter sagte kürzlich zu mir: 'Eines Tages wird uns jemand aus Timbuktu oder irgendwo anders am Ende der Welt verständigen, dass du gestorben

Scarlett Epstein ist dieser Gedanke sichtlich nicht unangenehm, denn sie ist entschlossen, aktiv zu bleiben, solange sie kann. "Mein größtes Anliegen momentan ist Albanien. Denn das Land hat mir einst das Leben gerettet, und das möchte ich nun zu-



"Der Name Scarlett gab mir eine neue Identität. Ich wollte den Siegeswillen von Scarlett O'Hara übernehmen."

rückzahlen." Kaum jemand weiß, dass das vorwiegend moslemische Albanien in den späten 1930er-Jahren eine aktive Rolle bei der Rettung der Juden vor den Nazis spielte. "Es war ein Muster an Toleranz", meint Epstein.

Als sie im November 1938 in Durres an Land ging, war sie 16 Jahre und hieß noch Trude Grünwald. Doch ihre Kindheit lag bereits eine Unendlichkeit hinter ihr. Die Heimatstadt Wien war nur mehr eine schmerzliche Erinnerung, und die Nazis "hatten mich in das Erwachsenenleben katapuliert".

Trude wurde 1922 als jüngstes Kind und einzige Tochter ihrer Eltern Siegfried und Rosa geboren und verbrachte ihre ersten Lebensjahre in der Brigittenau. Nachdem die Familie 1930 im den Karl-Marx-Hof gezogen war, mischte sich in die Freude über die Verbesserung des Lebensstandards bald eine schockierende Erfahrung: "Als ich das erste Mal mit den neuen Nachbarkindern spielen wollte, steckten sie mir die Zunge entgegen und riefen: ,Saujüdin, Saujüdin!"" Trude war "völlig schockiert", umso mehr als ihre Eltern auf Drängen ihres Vaters von jeder jüdischen Erziehung Abstand genommen hatten. Obwohl die Mutter aus einer orthodoxen Familie stammte, fügte sie sich dem Wunsch ihres Mannes, der sich als Sozialist und Atheist verstand und als Handelsreisender in der Not der Nachkriegszeit oft genug bangen musste, die Familie ernähren zu können. Auch der älteste Bruder Otto wurde Sozialist und war aktiv in die Bürgerkriegskämpfe 1934 involviert, während Bruder Kurt stets eher zurückgezogen blieb. Zwischen Otto

"Ich habe immer größten Wert darauf gelegt, dass unsere Töchter ein starkes jüdisches Bewußtsein haben."

und Trude, kann man sich vorstellen, war nicht allzu viel Platz.

Aufgrund ihrer Intelligenz ragte Trude schon in der Volksschule hervor, doch ihre Mutter "hielt eine höhere Ausbildung für eine Verschwendung an Geld und Zeit", schreibt Trude in ihrer Autobiographie "Swimming Upstream" (Gegen den Strom). Doch mit hervorragenden Leistungen gelang ihr die Aufnahme an das Gymnasium Glasergasse, wo sie sich erneut hervortat und fortan davon träumte, Ärztin zu werden: "Ich arbeitete doppelt so hart, um Mama zu beweisen, dass ich mindestens so klug war wie meine Brüder." Widerstand spornte Trude Zeit ihres Lebens zu Höchstleistungen an.

Der Vater entging den Februar-Kämpfen 1934, weil er damals schon für "unseren reichen Onkel Willy", der in Marburg eine Textilfabrik hatte, arbeitete und in Jugoslawien war. Ebenso entging er dem Einmarsch der Nazis am 11. März 1938. Auf Instruktion von Otto suchte Trude am nächsten Tag die jugoslawische Botschaft auf, um Visa für die Familie zu bekommen. "Ich zog mich wie ein Nazi-Mädchen an, um nicht aufzufallen. Als ich die Ringstraße erreichte, fuhr gerade Hitlers Konvoi vorbei und die Menge hob den rechten Arm und brüllte: ,Heil Hitler! Heil Hitler!' Ich wurde von der Massenhysterie mitgerissen und fiel in die Rufe ein." Damals war Trude schockiert über sich, heute sagt Scarlett: "Das hat mir vermutlich das Leben gerettet."

An der Botschaft erweist sich der Hinweis auf "unseren reichen Onkel Willy" als unschätzbar, der Botschafter persönlich verspricht zu helfen. Bruder Otto gelingt im Mai die Ausreise nach Großbritannien, Kurt kann dann im Juli über Italien ausreisen. Wenige Tage später kommen die Visa für Jugoslawien, und Trude und ihre Mutter können das Großdeutsche Reich verlassen.

Damit endet Trudes erstes Leben. Am

Tag ihres Abschieds von Wien notiert sie am 23. Juli 1938 in ihr Tagebuch: "Ich habe diese Stadt geliebt, doch nun hasse ich sie. Ich werde niemals vergessen, was man uns angetan hat." Ihr zweites Leben führte sie mit ihren Eltern über Jugoslawien nach Albanien. "Anlässlich seines Thronjubiläums lud König Zog Besucher aus der ganzen Welt in sein Land ein. Sogar, wer das gefürchtete rote "J' in seinem Pass hatte, bekam ein Touristenvisum." In Albanien fand Familie Grünwald in einer Flüchtlingsgruppe Unterschlupf, Trude wurde bald Wortführerin der Gruppe und zur Lehrerin der Kinder eines Ministers: "Das Leben hatte für mich wieder einen Sinn, und ich hatte etwas zu tun "

Doch alles endete mit dem Einmarsch des faschistischen Italiens zu Ostern 1939. Obwohl die italienischen Truppen sich als harmlos herausstellen und Trude mit Hilfe ihrer Verbindungen rasch Zugang zum italienischen Konsul findet, der ebenfalls Deutsch lernen will, ist der Aufenthalt in Albanien nicht mehr sicher. Der unermüdliche Otto treibt britische Visa für die Mutter und Trude auf, der Vater muss vorerst zurückbleiben.

Die Ausreise mit dem Schiff über Neapel misslingt, und die Zeit drängt immer mehr. Air France verweigert allen Juden die Beförderung. Schließlich bleibt ein einziger Weg: Die Flugreise über Nazi-Deutschland mit Zwischenlandungen in Frankfurt und

Köln. Als Trude und ihre Mutter am 21. April 1939, einen Tag nach Hitlers Geburtstag, in Rom eine Maschine nach Mailand und dann weiter nach Frankreich, Köln, Amsterdam und London bestiegen, "war meine Mutter mehr besorgt über die Gefahren des Fliegens als über unsere Reise durch Deutschland. Ich fand das beruhigend. Sie konnte einfach nicht glauben, dass ein Flugzeug sicher fliegen und landen könne." Bei der Ankunft in London suchte Trude vergeblich ihren Bruder Otto und sprach ihre ersten englischen Worte: "No speak English."

Das sollte sich sehr rasch ändern, während ihr drittes Leben beginnt. Trude findet Arbeit als Näherin in einer der Fabriken des Londoner East End. Wenige Wochen vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 gelingt es dann auch dem Vater, nach Großbritannien zu kommen.

Während sich die Grünwalds glücklich schätzt, dass alle fünf Familienangehörigen dem Nazi-Regime entkommen konnten, gilt bei Kriegsbeginn die Sorge den zahlreichen Verwandten mütterlicher- und väterlicherseits in Polen und der damaligen Tschechoslowakei. Niemand sollte überleben. Scarlett Epstein schreibt später: "Hitler hat uns etwas geraubt, das wir nie wieder zurückbekommen sollten: Ein normales Leben."

Nachdem Bruder Otto Großbritannien vor Kriegsausbruch in Richtung Australien verlässt, fühlt sich Trude einmal mehr verantwortlich, die Rolle des Familienoberhaupts zu übernehmen. Auf Drängen von Bruder Kurt zieht man aber nach Manchester. Trude findet neue Arbeit und schafft es auch, nebenbei zu studieren – lange gegen den Willen der Eltern. Bei Kriegsende hat sie einen Abschluss des Salford Technical College und ist dabei, einen weiteren Lehrgang am Manchester College of



Bill Epstein wurde Scarletts Mann fürs Leben. Sie heirateten 1957.

Technology zu beenden.

Das Kriegsende ist der nächste große Einschnitt im Leben von Trude Grünwald, und es ist der Zeitpunkt, wo sie ihren Vornamen auf Scarlett ändert. Das volle Ausmaß der Nazi-Verbrechen wird bekannt: "Wie viele gerieten meine Eltern zunächst in einen Schockzustand und wurden danach zu Zombies. Es war einfach unvorstellbar, was geschehen war. Ich hasste es, das Leid meiner Eltern zu sehen, doch statt Trauer entwickelte ich Zorn." Als Reaktion suchte sie nicht nur um die britische Staatsbürgerschaft an, sondern änderte auch ihren Namen auf Scarlett im Gedenken an die Hauptperson von "Im Winde verweht". "Der neue Name gab mir eine neue Identität. Ich versuchte, die Entschlossenheit und den Siegeswillen von Scarlett O'Hara zu übernehmen." Das ist ihr gelungen: Scarlett ist so brilliant in ihren Studien, dass sie Herbst 1949 einen Studienplatz in Oxford gewinnt.

Es ist der Beginn einer akademischen Laufbahn, die Epstein nach einem Abschluss in Wirtschaftswissenschaften in die Anthropologie führen wird. Es wäre aber nicht Scarlett Epstein, wäre der Start nicht unter dramatischen Umständen erfolgt: Wenige Tage vor der Abschlussprüfung im Mai 1953 verbrannte sie beinahe, als ihre Kleidung Feuer fängt. In Folge wird sie zu einer lokalen Berühmtheit, als sie mit Sondergenehmigung ihre Prüfung vom Krankenbett ablegen darf und souverän besteht.

Der Anthropologen Bruno Gluckman wird in Folge zu einer entscheidenden Person in ihrem Leben: Nicht nur weckt er ihr Interesse an seinem Forschungsgebiet, Gluckman beschäftigt auch einen talentierten, aber ziemlich schüchternen Forschungassistenten. Sein Name ist Arnold Leonard Epstein, doch jeder nennt ihn Bill. Er sollte Scarletts Mann fürs Leben werden. Sie heiraten 1957.

Beruflich eilen Scarlett und Bill in ihrem fünften Leben als Wissenschaftlerin von Erfolg zu Erfolg. Studienaufenthalte in Indien und Papua-Neuguinea, unzählige Publikationen, mehrere Filme, schließlich auch Professur und offizielle Anerkennung und Ehrung (gekrönt im Jahr 2004 durch die Verleihung des Titels "Officer of the Order of the British Empire" durch die Queen. Doch jahrelang erleidet Scarlett eine Fehlgeburt nach der anderen. "Ungeachtet aller beruflichen Erfolge fühlte ich mich als Frau als Versager. Und mehr als einmal sagte ich zu Bill, er solle sich eine ,richtige' Frau suchen, die ihm Kinder schenken kann." Im Februar 1963 und im Oktober 1964 jedoch kommen die beiden Töchter des Ehepaars Epstein zur Welt, heute ist Scarlett stolze Großmutter von vier Enkelkindern.

Auch dass sie das erlebt, ist ein Wunder, denn zwischenzeitlich war sie lebensgefährlich zweifach an Krebs erkrankt. Ihr schierer Lebenswille, ihre ungeheure Kraft, ihr unermüdlicher Verstand und ihre Familie hielten sie am Leben. "Ich bin ein medizinisches Wunder", sagte sie über sich und lacht. "Nach allen Regeln sollte es mich schon längst nicht mehr geben." Vor der Krebsoperation 1980 spricht sie eine Abschiedsbotschaft für ihre ältere Tochter auf Band. Der Erfolg des Eingriffs bedeutet für Scarlett ein sechstes Leben.

Umso schwerer trifft sie nach langem schweren Leiden der Tod von Bill im Jahr 1999 nach 42 gemeinsamen

Ehejahren. Im Gegensatz zu Scarlett stammte er aus einem orthodoxen Elternhaus und prägte auch seine Familie mit einer starken jüdischen Identität. Scarlett ist ihm auf diesem Weg gefolgt, doch einem orthodoxen Glauben anzuhängen, ist für einen Freigeist selbst im Alter von 88 Jahren immer noch schwer. "Ich habe nie an Gott geglaubt", sagt sie heute. Umso mehr bedeutet ihr heute ihre jüdische Identität. "Ich habe es bedauert, dass unsere Eltern meinen Brüdern und mir davon nichts mitgegeben haben, und ich habe immer umso größeren Wert darauf gelegt, dass unsere Töchter ein starkes jüdisches Bewusstsein haben. Nicht nur wegen Bill, sondern auch wegen dem, was die Nazis gemacht haben."

Nach Wien kam Scarlett trotz ihrer Tagebucheintragung von 1938 bereits im September 1952 erstmals zurück. "Es schien eine völlig andere Stadt zu sein. Ich war hier aufgewachsen, aber es gab niemanden mehr hier, den ich besuchen hätte können. Sie waren entweder geflüchtet oder in den Konzentrationslagern verschwunden. Was ich immer tat, diese Jahre würden nie wieder rückgängig zu machen sein. Ich verließ Wien mit dem Gefühl, dass mein Hass und mein Bedürfnis nach Rache verschwunden waren. Ich verstand, dass ich nichts ändern konnte, aber auch, dass mein Schicksal in meiner Hand lag."

Ihr siebtes Leben führt Scarlett heute in hohem Alter typischerweise in produktivem Unruhezustand. In den letzten Jahren ist Scarlett auch immer wieder in Wien zu Gast. Sie nahm an der Aktion "Letters to the Stars" teil und tritt häufig in Schulen als Zeitzeugin auf. "Das letzte Mal wurden wir wieder gefragt, ob wir vergeben und vergessen können. Ich weiß nicht, ob der Mensch aus der Geschichte lernt. Aber was ich heute an jungen Menschen sehe, das gibt mir schon Hoffnung. Das soll auch einmal gesagt werden."

Tagung des "Neuen Lacanschen Feldes Österreich"

Die Shoah und der Psychoanalytiker

In der psychoanalytischen Klinik der Gegenwart verkörpert sich die Geschichte des Nationalsozialismus und der Shoah im Sprechen der Betroffenen - der Opfer, der Täter, sowie deren Nachkommen. Analog zu jener "Position der Juden als Rest, als Überbleibsel", mit der der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan den Grund des Antisemitismus bezeichnete, versucht die Tagung sich jenen klinischen Phänomenen zu widmen, welche durch das Sprechen und Handeln der Gegenwart hindurch vom Erleben der Shoah, der Verfolgung und der totalitären Vergesellschaftung berichten.

Das Programm richtet sich an PsychoanalytikerInnen, wie auch an andere, am Thema interessierte Personen.

Vortragende:

Dafna Amit-Selbst (Jerusalem), Andre Michels (Luxemburg-Paris), Shlomo Lieber (Tel Aviv) Zeit: 09.10.2010, 09:30-19:00

Ort: Klaviergalerie (Konzertsaal), Kaiserstrasse 10, 1070 Wien, Austria

Anmeldung und weitere Informationen unter: www.lacanfeld.at



sowie Nadine, Dennis und Dominic Weinmann

wünschen allen Freunden, Kunden und Verwandten ein glückliches Neues Jahr

Schana Towa

wünschen allen Freunden und Bekannten

Hanni und Dr. Paul Haber

שנה טובה

Jewish Welcome Service

wünscht allen Freunden und Bekannten ein glückliches neues Jahr www.jewish-welcome.at

שנה טובה

Familie Lewkowicz

wünscht allen Verwandten und Freunden ein glückliches neues Jahr

Familie Peter und Gabriella Teichner

erbieten allen Verwandten,
Freunden und
Bekannten
zum Jahreswechsel
die besten Glückwünsche

Die Vorstandsmitglieder Nora Biniashwili, Renate Erbst, Rosina Kohn, Mag. Hanna Morgenstern, Charlotte Sauer, Elisabeth Wessely sowie die durch Ihre Hilfe unterstützten Menschen bedanken sich bei allen Freunden, Spendern und Sponsoren für die bisher geleistete großartige Unterstützung und

wünschen Ihnen und Ihren Lieben ein gesundes und glückliches Neues Jahr 5771

לשנה טובה תכתבו ותחתמו



Wir ersuchen Sie, anlässlich Ihrer Jiskor-Spende daran zu denken, dass es in Wien immer mehr jüdische Menschen gibt, die unter der Armutsgrenze leben und sich nicht einmal zu den hohen Feiertagen genügend Grundnahrungsmittel leisten können!

Möge Ihre Wohltätigkeit vielfach vergütet werden!



Post: A-1010 Wien, Seitenstetteng. 4
Tel: +43 (0)699 125 99 333 oder +43 (0)676 47 36 718
Fax: +43 (0)1 9425822, E-Mail: ohel-rahel@chello.at
Home: www.ohel-rahel.at, ZVR-Zahl 175663683
Spendenkonto: BAWAG: Konto Nr.: 04810665853 - BLZ 14000

Dr. Timothy Smolka und Dr. Franziska Smolka und



Wiener Jüdischer Chor

wünschen allen Freunden und Bekannten schöne Feiertage und Schana Tova ve metuka

כתיבה וחתימה טובה

Zu den Feiertagen die besten Wünsche allen Freunden im In- und Ausland Pierre Lopper

Varda und Alus Berger

wünschen allen Freunden und Bekannten

שנה טובה

und ein glückliches neues Jahr

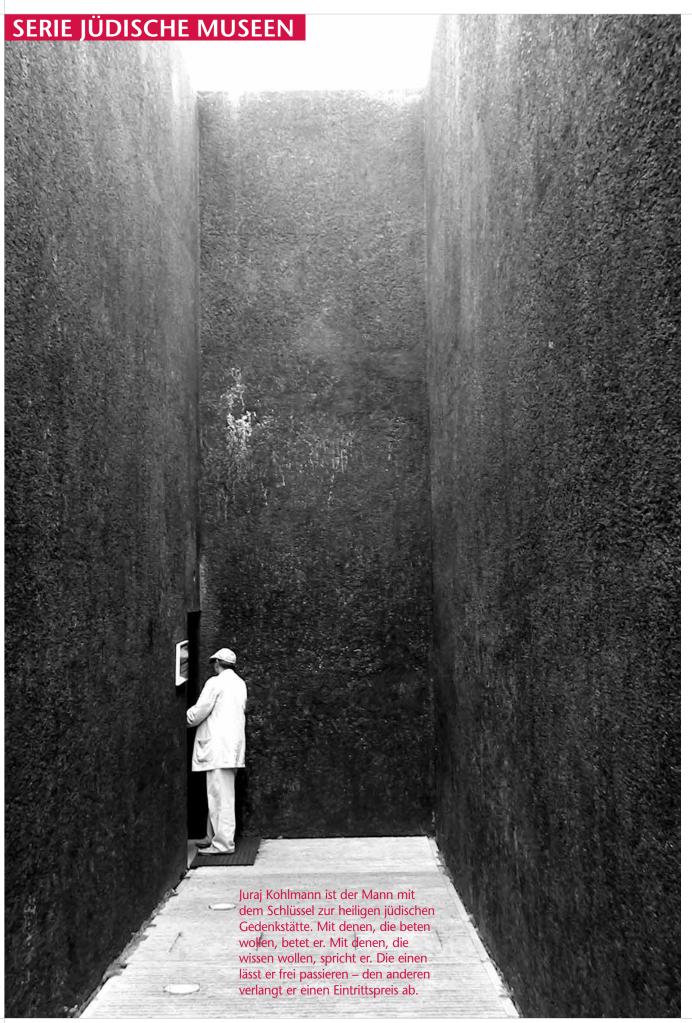
Dr. Thomas Fried

1010 Wien, Gonzagag. 11, Tel: 01/533 04 33

wünscht allen Freunden, Bekannten und Klienten ein glückliches neues Jahr!

SOLIDIA Ges.m.b.H.

1220 Wien,
Oberfeldgasse 42
wünscht allen Freunden
Schana Tova
Ruben, Neomi, Svetlana u.
Jossi Korab
ein glückliches neues Jahr.



Das Vermächtnis der Gelehrten

Bratislava hat ein reiches jüdisches Erbe zu zeigen – und doch liegt vieles im Verborgenen. Die Wunden, die der Stadt und ihren Bewohnern im Laufe ihrer wechselvollen Geschichte geschlagen wurden, wirken noch nach. Das sieht man nicht nur im liebevoll gestalteten Jüdischen Museum der slowakischen Hauptstadt.

VON FRITZ NEUMANN UND PETRA STUIBER (TEXT UND FOTO)

Ausgerechnet an einer vierspurigen stark befahrenen Ausfallstraße Bratislavas, dort, wo es lärmt und stinkt, steht dieser schwarze Kubus. Hoch, schlank, abweisend, hinter stählernen Zaunstäben, scheinbar unberührt vom Getöse der Umwelt. Der Kubus, klein aber stolz, hat als Gegenüber einen anderen, riesigen Würfel, das neue schicke Hotel Kempinsky International. Er wendet sich scheinbar ab, inmitten von Autolärm, umbraust von Straßenbahnen und Bussen, abgeschottet, unbehelligt, in sich gekehrt.

"Sanctuary, only for prayers" steht groß auf der eleganten Rampe, die zu ihm führt, über ein gepflegtes, mit grauem Kiesel bestreutes Feld. Hinter dem Kubus ragt steil ein grüner Hügel empor, darüber, weithin sichtbar, liegt ein Friedhof. Den Hügel durchschneiden schmale Glasstelen, "sie stellen die Schatten all jener Gräber dar, die es nicht mehr gibt", sagt Juraj Kohlmann leise. Es sind wenige Stelen, verglichen mit den Tausenden, die am ehemaligen Alten Jüdischen Friedhof von Bratislava für immer verschwunden sind.

Das Sakrileg, den Toten, die im Judentum unberührt ewig ruhen dürfen, ihre letzte Ruhestätte zu nehmen – hier wurde es begangen. 1942 baute das Nazi-Marionettenregime des katholischen Priesters und Faschisten Jozef Tiso diese Straße an der Donau. Tausende wurden für im-



Der Eingang des Museums

mer unter den Aufschüttungen für die Straße begraben, 6000 konnten von der Gemeinde im letzten Augenblick in Massengräber umgebettet werden, nur 23 Gräber, die Tomben der berühmtesten Rabbiner, blieben unberührt – aber auch nahezu unzugänglich, unter einer Straßenbahntrasse in einem Betonbunker förmlich eingegossen.

Das ist eine der großen Wunden der kleinen jüdischen Gemeinde in Bratislava, die nie ganz verheilen. Der so elegante wie abweisende schwarze Kubus, das "Chatam Sofer Memorial" auf den Überresten des Alten Jüdischen Friedhofes, 2000 bis 2002 nach der Verlegung der Straßenbahntrasse mit US-Spendengeldern slowakischer jüdischer Auswanderer weithin sichtbar errichtet, hat vieles besser gemacht. Aber nicht alles gut. Einige in der jüdischen Gemeinde von Bratislava meinen bis heute, es sei angesichts der Tragödien der Vergangenheit besser, unter sich zu bleiben, sich zurückzuziehen und traditionell zu leben, wie es die Vorväter taten. Sie wollen nur Juden in das Heiligtum am Donauufer lassen, die dort am Grab des großen Gelehrten Chatam Sofer beten wollen. Es gibt andere, die meinen, man müsse möglichst vielen Touristen zeigen, was hier geschehen ist - damit sie verstehen, damit sie erzählen, auf dass es alle hören. Und dann gibt es noch Juraj Kohlmann. Er ist der Mann mit dem Schlüssel zu dieser heiligen jüdischen Gedenkstätte, und er verbindet beide Positionen. Mit denen, die beten wollen, betet er. Mit denen, die wissen wollen, spricht er. Die einen lässt er frei passieren - den anderen verlangt er einen Eintrittspreis ab. "Touristen sollen zahlen", sagt er. Das sei so in Ordnung, wenn sie eine heilige Stätte besuchen wollten, findet Kohlmann, der fast täglich Besucher durch das Heiligtum führt.

Es ist mehr als ein vordergründiger Disput zwischen Orthodoxen und Liberalen, der in Bratislava geführt wird. Es ist auch die Fortführung einer Jahrhunderte alten Tradition, für die die k. u. k. Krönungsstadt Pressburg einst über die Grenzen der Habsburgermonarchie berühmt war. Hier lebte und lehrte 33 Jahre lang, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Moshe Chatam Sofer, Begründer der modernen Orthodoxie im Judentum, ein weiser Mann, "der letzte, der bis heute von allen Juden verehrt wird", wie Kohlmann betont.

Wenig genug zeugt in Bratislava vom blühenden jüdischen Leben vergangener Jahrhunderte. Die meisten Bauwerke sind verschwunden – wie die Menschen, die sie errichtet und in ihnen gelebt haben.

Chatam Sofer erlebte hautnah, wie das Toleranzpatent Josefs II. die Juden veränderte. Sie erwarben Grund und Boden, zogen in die gutbürgerlichen Viertel der Mehrheitsbevölkerung, pflegten nicht oder nur mehr schlampig die jüdischen Feiertage, schwänzten die Synagoge und assimilierten sich. Sofer, der Oberrabbiner, war überzeugt, dass dies nicht lange gutgehen konnte, dass nicht viel bleiben würde von den Juden, wenn sie Religion und Tradition missachteten. So schickte sich der gelehrte Mann an, den 613 Gesetzen der Thora die zahlreichen jüdischen Bräuche und Gewohnheiten hinzuzufügen und in Gesetzesrang zu heben - um eben die Einzigartigkeit des Judentums zu retten und zu pflegen. Bis heute wird der aus Frankfurt am Main stammende Oberrabbiner dafür weltweit verehrt, das beweisen die vielen Gläubigen, die ihm heute noch unter dem Kubus in Bratislava ihre Reverenz erweisen. Dort ruht der Verehrte in seinem Grab, rund um ihn 22 andere hoch geachtete Rabbiner. Die Legende sagt, der reaktionäre Katholik Tiso habe den biblischen Fluch des Chatam so sehr gefürchtet, dass er dessen sterblichen Überreste nicht anrühren ließ. Die Geschichte weiß, dass wohl viel Schmiergeld von Mitgliedern der verängstigten jüdischen Gemeinde an korrupte Bürokraten des Tiso-Regimes geflossen ist, um die Schändung des Grabs zu verhindern. "Ein Wunder ist es dennoch, dass Tiso nicht wortbrüchig geworden ist und die Sarkophage und Grabsteine erhalten wurden", sagt Juraj Kohlmann. Wenig genug zeugt in Bratislava vom blühenden jüdischen Leben vergangener Jahrhunderte. Die meisten Bauwerke sind verschwunden – wie die Menschen, die sie errichtet und in ihnen gelebt haben. Was die Nazis und ihre Büttel nicht vernichteten. "erledigten" die Kommunisten. Das ehemalige jüdische Viertel, das mittelalterliche Ghetto, das sich an die

steilen Hänge des Pressburger Burgberges schmiegte, musste den Straßenbauplänen der neuen Machthaber weichen. Von der Judengasse (Zidovská) existieren nur noch Reste, dicht an der Schnellstraße, die über die Neue Brücke (Nový most) in die Altstadt führt. Jene mittelalterlichen und barocken Häuser, die nicht den Straßen weichen mussten, verfielen – und wurden in den 60er-Jahren abgerissen. Von drei Synagogen gibt es heute nur noch eine.

Am "Fischplatz", am unteren Ende der Altstadt, nahe der Donau, steht seit Mitte der 90er-Jahre eine fünf Meter hohe Bronzestatue des slowakischen Künstlers Milan Luka – an der Stelle, an der einst der prächtigste Tempel der Stadt stand. Sie gemahnt an jene 70.000 Juden, die zwischen 1942 und 1944 vom Tiso-Regime im Auftrag der Nazis deportiert und getötet wurden.

Tiso war ein williger Handlanger Hitlers. Er regierte die Slowakei als Satellitenstaat Hitler-Deutschlands, und das bedeutete, dass bereits im Sep-

Von der Judengasse (Zidovská) existieren nur noch Reste, dicht an der Schnellstraße, die über die Neue Brücke (Nový most) in die Altstadt führt.



tember 1940 der "Sonderberater der slowakischen Regierung für die jüdische Frage", SS-Hauptsturmbannführer Dieter Wisliceny, in Bratislava eintraf. Dem engen Mitarbeiter Adolf Eichmanns gingen die bereits erlassenen "Arisierungs-Gesetze" nicht weit genug. Auf sein Betreiben erließ das slowakische Regime im September 1941 jene berüchtigten "antijüdischen Gesetze", die alle bisherigen Unterdrückungsmechanismen den Schatten stellten. Sie stellten neben den Nürnberger Rassegesetzen die schärfsten antijüdischen Verordnungen in Europa dar. Sogar Briefe mussten mit einem Judenstern gekennzeichnet werden, eine Maßnahme, die nicht einmal für das Deutsche Reich eingeführt worden war. An diese dunkle Zeit erinnert heute das "Museum der jüdischen Kultur", das am oberen Ende der Zidovská in einem Bürgerpalais aus dem 16. Jahrhundert untergebracht ist. Doch man sieht nicht nur die Bilder der Deportierten, Dokumente aus jener Zeit und Fotos von jüdischen Männern und Frauen, die trotz aller Not

Gezeigt werden auf zwei Stockwerken Artefakte, die mit jüdischem Alltag und jüdischen Feiertagen verbunden sind. Ausgestellt ist auch der festlich gedeckte Sabbat-Tisch, das Interieur einer Synagoge, die Wände zieren Fotos von alten Gebäuden, die es längst nicht mehr gibt. Jüdischer Gelehrsamkeit und Bildung ist ein separater Teil der Ausstellung gewidmet, der von Porträts berühmter Rabbiner in der Slowakei dominiert wird. Im Keller finden sich noch ein paar von der Zerstörungswut gerettete Grabsteine, sie stellen symbolisch den zerstörten jüdischen Friedhof dar.

und Gefahr ihren Mitmenschen hal-

fen, wo sie konnten. Das Museum

wird unterhalten und betrieben vom

slowakischen Staat.

Im Erdgeschoß, im ehemaligen chassidischen Gebetshaus, sind die Namen jener großen jüdischen Per-

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 40 Rom NU 39 Südafrika NU 38 Oslo NU 37 Sarajevo

NU 36 Barcelona

NU 35 Kopenhagen NU 34 London NU 33 Hohenems NU 32 Buenos Aires NU 30 Basel NU 29 Sydney NU 28 München NU 27 Berlin Nächste Ausgabe: NU 42 Frankfurt

sönlichkeiten aus der Slowakei aufgelistet, die über die Grenzen ihres Landes bekannt waren. Etwa Alfred Wetzler, dem 1944 gemeinsam mit Rudolf Vrba die Flucht aus dem Lager Birkenau gelang. Seine Schilderungen über die Zustände und Verbrechen im Konzentrationslager wurden später von den Amerikanern veröffentlicht und waren wichtiges Zeugnis der Anklage im Auschwitz-Prozess. Oder der Architekt Eugen Rosenberg, der bei Le Corbusier in Paris studierte und bis zu seinem Tod 1990 in London lebte.

Ebenfalls ein berühmter slowakischer Jude war Eugen Bárkóny, der Zivilingenieur und Architekt, der nicht nur die Architektur von Synagogen studierte und 1929 das erste jüdische Museum auf tschechoslowakischem Boden in Prešov erbaute, sondern

auch die erste Enzyklopädie über die Juden in der Slowakei schrieb.

NU 31 Wien

Doch der berühmteste slowakische Jude ist wohl Ladislav Löwenstein – besser bekannt unter seinem amerikanischen Künstlernamen Peter Lorre. Mit Filmen wie "Casablanca" verarbeitete der kleine große Schauspieler mit den todtraurigen großen Augen wohl auch das Schicksal seiner eigenen Vertreibung.

Heute leben nur noch 3000 Juden in der Slowakei, die jüdische Gemeinde von Bratislava zählt ungefähr 700 Mitglieder. Der Glanz von "damals", als der viel geliebte Gelehrte Chatam Sofer nachdenklich durch das Ghetto unter der Habsburger-Burg wandelte, ist längst verblichen. Lebt der Disput von damals zwischen Orthodoxen und Liberalen weiter? "Ach wissen Sie, alles halb so schlimm", lacht Ju-

raj Kohlmann vor dem Memorial des Gelehrten leise in sich hinein. "Die Gemeinde ist orthodox, aber die Mitglieder sind liberal."

MUSEUM DER JÜDISCHEN KULTUR IN BRATISLAVA:

Zsigrayova Kúria, Zikdovská 17 Tel.: +421 2 54418507 Öffnungszeiten: So – Fr., 11:00 – 17:00 Uhr Eintrittspreis: 7 Euro, ermäßigt 2 Euro www.snm.sk

CHATAM SOFER MAUSOLEUM:

Nábrezie arm. Gen. L. Svobodu
Tel: +421 903 821 432, +421 903 221 842
E-Mail: znoba@znoba.sk
www.chatamsofer.com
Eintrittspreis: Bei Besichtigung
5 Euro pro Person
Bei Andacht und Gebet kein Eintrittspreis
Es ist notwendig, die Besichtigung

im voraus zu reservieren.

Adalbert-Stifter-Straße 18 A-1200 Wien T 43 1 33106 150 F 43 1 33106 333 E bildung@jbbz.at H www.jbbz.at DVR: 0985911 ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0





1-jähriger Berufsorientierungslehrgang (BOLG) (Hauptschulabschluss, 9. Schulstufe)

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:

- Bürokaufmann/frau
- IT-Technik
- Orthopädietechnik

NEU: Lehrgang zur Kindergartenassistenz

NEU: Mütter-Intensivtraining IT-Technik

Tages- und Abendlehrgänge für Ihre berufliche Praxis (EDV, Büromanagement, Sprachen)

Höchste Beschäftigungsquote nach einer Ausbildung

Sichern Sie sich Ihren Platz! 01/33106/150

Der Vorstand und die Mitarbeiter des JBBZ wünschen allen Freunden und Partnern Shana tova u'mevorachat!

HARDEN LINE GESCHÄft: Fakten zu prüfen, Standpunkte und kontroversielle Meinungen für den Leser klar zu kommunizieren. Dafür wurden wir auch zur Redaktion des Jahres gewählt.

Die Presse

FREI SEIT 1848 UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR ÖSTERREICH

¥.

DiePresse.com

Suchbild auf Jiddisch ...

Ein sommerlicher Spaziergang von Vater und Tochter Freud mit sieben Fehlern.

VON MICHAELA SPIEGEL





AUFLÖSUNG:

1) CHOW-CHOW

2) SIGMUNDS STOCK

4) ANNAS ÄRMEL

5) SIGMUND LIEST NU

6) UND TRÄGT GAMSBART

7) HINTERGRÜNDIGER HIRSCH

ALLTAGSGESCHICHTEN



Fledermäuse im Flutlicht

VON ERWIN JAVOR

Wien ist anders, habe ich gelernt. In letzter Zeit habe ich auch wieder einmal gelernt, dass das nicht unbedingt ein Kompliment ist. Traditionell äußert sich die Stadt Wien nie zu außenpolitischen Fragen, und das ist auch eine korrekte Vorgehensweise, weil das fällt nicht in die kommunalen Zuständigkeiten, sonst hätte die Stadt ja einen Außenminister. Wenn es um Israel geht, ist natürlich auch wieder alles anders. Erstmals fühlte sich der Wiener Gemeinderat bemüßigt, die Stürmung der Flotte nach Gaza offiziell und einstimmig zu verurteilen und zwar wenige Stunden nach dem Vorfall, ohne alle Informationen haben zu können, nur basierend auf einigen ungesicherten medialen Informationsfetzen. Wenn ich es nicht besser wüsste, müsste ich annehmen, dass es sich angesichts der Einstimmigkeit dieses Beschlusses bei sämtlichen Wiener Gemeinderäten um direkte Nachkommen von Karl Lueger handelt. Ganz abgesehen davon, dass diese Aktion von mäßiger außenpolitischer Finesse und Wirkung zeugt, wäre ich ja schon froh, wenn meine Stadtregierung wesentlich weniger komplexen Problemen gewachsen wäre:

Wenn ich in Wien aus dem Haus gehe und die Straße überquere trete ich, wie Millionen anderer Wiener, unweigerlich in Hundescheiße. Ja, in Wien ist und bleibt sogar das schon, seit Jahrzehnten, ein unlösbares Problem.

In Tel Aviv lebe ich in einer Straße, die von wunderschönen alten Bäumen umrahmt ist, die, so wie der Wiener Asphalt von Hunden, von Fledermäusen sehr geliebt werden. Die sitzen in diesen Bäumen, essen die üppig sprießenden Beeren, und dann spucken sie den Rest wieder aus und zwar auf die entsprechend den Vorschriften der Stadt Tel Aviv, der "White City", stets weißen Häuserwände.



Es gibt drei Methoden, dieser verunstaltenden Unsitte des Flattergetiers Herr zu werden. Die effizienteste, da sie gegen Fehlschläge völlig abgesichert ist, ist, sich damit abzufinden und die angespuckten Wände zu ignorieren. Eine weitere Methode, die von mir, als technisch hochversiertem Experten, gewählt wurde, ist die der Tierquälerei. Die Fledermäuse werden von mir mit einem für Menschen unhörbaren, aber für sie unerträglich schmerzhaften, hohen Ton beschallt, der sie

dazu inspirieren soll, die Bäume vor meinem Haus zu verlassen und zum Spucken zum Nachbarn zu fliegen, der sich für die Methode des Ignorierens entschlossen hat. Ich muss zugeben, dass trotz meiner ausgefeilten und sündteuren Anlage die Wirkung ausbleibt, denn offenbar sind meine Fledermäuse taub oder Masochisten, die die Beschallung genießen. Für die dritte Methode haben sich unsere Nachbarn von gegenüber entschieden. Das wissen wir mit Sicherheit, weil wir sie von unserer Wohnung aus genau im Visier haben. Oder besser gesagt: die uns. Diese Methode versucht nämlich der Fledermäuse durch Flutlicht Herr zu werden. Sie werden nicht ignoriert, nicht beschallt, sondern nächtens in gleißendes Scheinwerferlicht getaucht. Unglücklicherweises scheint der 100.000 Volt-Strahler nur marginal auf die Fledermäuse, hauptsächlich dagegen in unser Schlafzimmer, sodass wir das ganze Jahr die weißen Nächte von St. Petersburg genießen dürfen.

In anderen Worten: Irgendwie hilflos sind sie alle. Die Stadt Wien gegen die Hundescheiße, Tel Aviv gegen spuckende Fledermäuse. Aber im Gegensatz zur Gemeinde Wien mischt sich Tel Aviv zumindest nicht in die österreichische Außenpolitik ein. Das hat den unschätzbaren Vorteil, dass potenzielle Ahnungslosigkeit zumindest nicht ans Licht kommt.



Eine bemerkenswert unkluge Aktion

VON MARTIN ENGELBERG

Viele rätselten darüber, was Anas Shakfeh, den Präsidenten der Islamischen Glaubesgemeinschaft, wohl dazu bewogen haben mag, plötzlich eine Moschee mit Minarett für jede Landeshauptstadt zu fordern. Es war eine in jeder Hinsicht bemerkenswert unkluge Aktion

Allen voran versorgte er die eher schwächelnde Strache-FPÖ mit einem sehnlichst herbeigewünschten, griffigen Wahlkampfthema für die Wiener Wahlen. Zweitens gibt es tatsächlich eine Reihe durchaus legitimer Ängste und Vorbehalte gegenüber neuen Moscheen mit Minaretten. Wieso sind die weithin sichtbaren Minarette immer so wichtig? Sollen sie vielleicht tatsächlich auch ein weithin sichtbares Zeichen der islamischen Vorherrschaft sein? Wieso fordern Muslims in allen westlichen Ländern so vehement den Bau von Moscheen und berufen sich dabei auf die Religionsfreiheit, während sie sich nie kritisch darüber äußern, dass eine solche in der islamischen Welt fast gänzlich fehlt? Der Bau von Kirchen oder Synagogen zum Beispiel in Saudi-Arabien ist undenkbar. Nicht-Moslems dürfen die Städte Mekka und Medina überhaupt nicht einmal betreten und das ist nicht Teil der Ideologie von Al-Kaida oder den Islamisten. Nein, das ist das Grundverständnis des Islam.

Was tragen die Vertreter der Mos-

lems dazu bei, dass diese Moscheen, die unter Berufung auf Religionsfreiheit, Toleranz und Offenheit gebaut wurden, dann nicht - wie in vielen Fällen - zu Horten der Islamisten werden, in denen Moslems, vor allem junge Moslems, radikalisiert werden? Wie stehen die Moslems in den jeweiligen westlichen Ländern zur Scharia und dabei vor allem im Verhältnis zu unserem westlichen Rechts- und Wertesystem? Und wieso bleibt schlussendlich immer das Gefühl, dass die muslimischen Gemeinschaften erwarten, dass man ihnen eigentlich viel mehr Empathie und Verständnis entgegenzubringen hat, während sie selber eine solche nur zu oft schmerzlich vermissen lassen – siehe, als ein Beispiel von vielen, den, einigermaßen unsensiblen Wunsch nach Bau eines islamischen Zentrums in der Nähe von Ground Zero in New York.

All diese Argumente können nicht einfach nur mit dem Argument einer Fremden- beziehungsweise Islamfeindlichkeit der westlichen Welt abgetan werden. Nicht zufällig gibt es in diesen Fragen sehr hitzige gesellschaftspolitische Debatten in den USA, in Frankreich, Deutschland, der Schweiz und vielen anderen westlichen Ländern.

Was soll also eine Zuspitzung und Polarisierung dieses Themas in einem Land wie Österreich bringen, wo es vergleichsweise eine sehr ruhige und entspannte islamische Religionsgemeinschaft gibt und daher auch einen relativ unaufgeregten Umgang der österreichischen Politik und Gesellschaft mit deren Wünschen und Ansprüchen?

Vielleicht hat sich Shakfeh ja auch Anleihe bei dem Präsidenten der israelitischen Kultusgemeinde, Ariel Muzicant, genommen. Geh an die Öffentlichkeit, sei schrill und erhebe möglichst provokante und maximalistische Forderungen. Scher dich nicht um laufende politsche und gesellschaftliche Vorgänge, dann findest du große Beachtung, sogar über die Grenzen Österreichs hinaus. Ganz nebenbei zwingst du mit einer solchen Aktion deine Mitglieder hinter dich – ein sicher nicht ganz unerwünschter Nebeneffekt angesichts bevorstehender Wahlen in der islamischen Gemeinschaft.

Last but not least: Am Ende kriegst du schon irgendetwas zugestanden; frei nach dem Motto – verlange einmal für jede Landeshauptstadt eine Moschee, am Schluss kriegst du sechs, ist auch super.

Bevor Shakfeh jedoch die Strategien unseres Präsidenten Muzicant gänzlich abkupfert, sollte er sich die Unterschiede zwischen der Situation der jüdischen Gemeinde und der muslimischen Gemeinschaft in Österreich gewahr werden. Wie heißt es doch so schön: Nicht alles, was hinkt, ist ein Vergleich.

IN EIGENER SACHE

"Eine echte Bereicherung"

Über hundert Gäste kamen in das stadtTheater walfischgasse, um den zehnten Geburtstag von NU zu feiern. Die Festrede hielt Nationalbibliothek-Direktorin Johanna Rachinger.

FOTOS: LUDWIG SCHEDL

"NU hat sich in den zehn Jahren seines Bestehens zu einer echten Bereicherung der österreichischen Zeitschriftenlandschaft entwickelt", sagte Rachinger in ihrer Festansprache. "Wir brauchen Zeitschriften wie NU als sensible Wahrnehmungsorgane, die das Zeitgeschehen genauestens beobachten und Rückfälle in Fremdenhass und Antisemitismus kompromisslos brandmarken - egal von welcher Seite sie kommen. Wir brauchen sie als Publikationsorgan für kritische, verantwortungsbewusste Intellektuelle. Wir brauchen sie für das geistige Klima unseres Landes, gerade weil wir wissen, dass dieses Land für Xenophobie und Antisemitismus besonders anfällig ist."



Das NU-Kernteam: Chefredakteur Menasse, Chefin vom Dienst Tóth, Herausgeber Javor und Kommentator Engelberg. Nicht im Bild: Die erkrankte Danielle Spera.



Schriftsteller Robert Menasse mit der Restitutionsexpertin Sophie Lillie.



Meistens hinter der Kamera: Fotograf Peter Rigaud.



Gertraud Auer Borea d'Olmo vom Bruno Kreisky Forum mit dem Journalisten Ari Rath.



Die Gastgeber: Erwin und Daniel Javor und Anita Ammersfeld, Intendantin des stadtTheaters.



Nationalbibliothek-Direktorin und Festrednerin Johanna Rachinger, Kultur-Agent Fritz Panzer und NU-Autor Georg Markus.



Schriftstellerin und Journalistin Alexia Weiss und Sophie Lillie.



Gastgeberin Anita Ammersfeld mit Standard-Herausgeber Oscar Bronner.



Überbrachte die Grüße der Stadt Wien: Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny.



NU-Nachwuchs: Petra Stuiber und Fritz Neumann mit ihrem Sohn Florian.



Ein Freund NUs: der israelische Botschafter Aviv Shir-On.



Künstlerin Timna Brauer mit Martin Engelberg.



Caspar Einem mit seiner Frau Sylvia Krieger-Einem.

UNSERE AUTORINNEN



Ruth Eisenreich

Die Studentin der Vergleichenden Literaturwissenschaft und Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Wien macht bei NU ein Praktikum.



Andrea Dusl

Die Autorin, Zeichnerin und Filmemacherin ist ein Multitalent. Für NU steuert sie die Illustration zur Kolumne "Mammeloschn" bei.



Eric Frey

ist Redakteur bei der Wiener Tageszeitung "Der Standard", Österreich-Korrespondent der Londoner Wirtschaftszeitung "Financial Times" und der Londoner Wirtschaftszeitschrift "The Economist" sowie Buchautor.



Jacqueline Godany

ist auf Porträts spezialisierte Fotojournalistin und Mutter einer Tochter. Sie lebt und arbeitet in Wien. Auf ihrem Blog blog.godany.com gibt es mehr über sie zu lesen.



Nina Horaczek

ist Politologin und Redakteurin im Politik-Ressort der Wochenzeitung "Falter". Während ihrer Babykarenz reiste sie mit ihren Kindern Fanny (5 Jahre) und Jasper (6 Monate) quer durch Israel.



Georg Markus

Ist "Kurier"-Kolumnist, Autor von TV-Dokumentationen, zeitgeschichtlichen Büchern ("Wie die Zeit vergeht", "Die Enkel der Tante Jolesch") und Biografien (Sigmund Freud, Die Hörbigers, Karl Farkas). Im Herbst erscheint "Was uns geblieben ist. Das österreichische Familienbuch".



Cornelia Mayrbäurl

ist Senior Consultant des Public-Affairs-Beratungsunternehmens Kovar & Köppl. Zuvor schrieb sie als außenpolitische Redakteurin bzw. Korrespondentin für "Die Presse", "Kurier", "Format", "NZZ am Sonntag" und "Die Zeit".



Verena Melgarejo

ist 1986 geboren und in Berlin aufgewachsen. Nach ihrer Matura 2005 lebte und arbeitete sie in Cochabamba/Bolivien und in Buenos Aires/ Argentinien. Seit fast drei Jahren lebt sie als Fotografin in Wien.



Fritz Neumann

Ist Sportressortleiter der Tageszeitung "Der Standard" und Buchautor. Derzeit ist er mit seinem Sohn Florian in Karenz.



Axel Reiserer

berichtet seit 2002 aus London über Politik, Wirtschaft und das Leben in Großbritannien und Irland. Wenn er nicht gerade Artikel schreibt, sitzt er im Pub und drückt beim Fußball die Daumen für Arsenal London.



Peter Rigaud

studierte Fotodesign am renommierten Lette-Verein in Berlin. Nach dem Studium arbeitete er lange Zeit in New York, Chicago und Cleveland. Seit 2006 lebt und arbeitet er in Berlin und



Thomas Schmidinger

Der Politikwissenschafter und Sozial- und Kulturanthropologe studierte Arabisch, Türkisch und Spanisch in Kairo, Tunis, Istanbul und Guatemala und ist Lehrbeauftragter am Wiener Politikwissenschafstinstitut.



Katja Sindemann

Die Journalistin, Regisseurin und Autorin mehrerer Bücher ("Mazzesinsel Kochbuch", "Götterspeisen. Kochbuch der Weltreligionen", Metroverlag) leitet die Vienna Media Office.



Petra Stuiber

Die studierte Theaterwissenschafterin ist "Chronik"-Ressortleiterin der Tageszeitung "Der Standard" und Buchautorin.



Herbert Voglmayr

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für NU verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.



Lukas Wieselberg

ist Wissenschaftsredakteur bei Ö1 und science.ORF.at.

DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN*



Kommt mit nach Sarrazin



DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Das ist das erste Mal, dass wir nicht im Kaffeehaus dajgezzen, sondern auf unserem NU-Fest im Stadttheater vor Publikum.

Javor: Schrecklich. Kein unfreundlicher Ober, kein Wirbel von den Gästen und niemand ignoriert das Rauchverbot.

Menasse: Und unsere Freunde können wir auch nicht ausrichten, weil die sitzen alle da.

Javor: Du, für eine gute Pointe, riskiere ich jederzeit Freundschaften.

Menasse: Gute Pointe – da bist du nicht in Gefahr.

Javor: Was gibt es Neues?

Menasse: Hast du nicht gehört, dass der Direktor der Deutschen Bundesbank Sarrazin ein Juden-Gen entdeckt hat. Ich finde das fabelhaft: Wir beiden teilen ein Gen.

Javor: Ich teile grundsätzlich nicht. Vor allem nicht mit dir und schon gar nicht meine Gene. Ich wüsste auch gar nicht, wo man neue Gene herkriegt.

Menasse: Da machst du einen Fehler, schließlich bin ich ein hervorragender Denker und du könntest ein bisserl was von meinem Gen-ie brauchen.

Javor: Nebbich. Übrigens komme ich gerade aus Los Angeles zurück. Meine Tochter hat ein Baby gekriegt, mit allerbesten Genen – eine Mischung aus galizischem Esprit, ungarischem Temperament und reinstem Wiener Blut. Und der Amateurbiologe Sarrazin hat ja auch festgestellt, dass 50 bis 80 Prozent der Intelligenz vererbt wird. Da bin ich jetzt schon stolz.

Menasse: Das arme, arme Kind. Und wenn es dann noch so ausschaut wie du: Gute Nacht Amerika.

Javor: Also pass auf, ich kenne deine Enkel-

kinder. Und wenn die Thesen von Sarrazin auch nur halbwegs stimmen, sind sie alle adoptiert.

Menasse: Ansonsten war nicht viel los. Es fehlen nur im Staatshaushalt ein paar Milliarden. Aber du weißt ja, für Grasser, Meinl, Kulterer, Haider – Gott hab ihn selig – und Konsorten gilt die Unschuldsvermutung.

Javor: Jawohl. Es gilt die Ungustl-Vermutung.

Menasse: Apropos Ungustln. Es gibt bald Wahlen in Wien und alle Politiker bereiten sich schon heftig vor.

Javor: Wozu bereiten sich die alle vor, es bleibt doch ohnehin alles beim Alten.

Menasse: Mit Alten meinst du den Häupl? Vorsicht, der ist jünger als wir beide.

Javor: Schade, dass alles gleich bleibt. Ich stelle mir lieber vor, wie es wäre, wenn sich alles änderte.

Menasse: Strache wird Bürgermeister?

Javor: Nein, das will ich mir nicht vorstellen. Aber denk dir mal, die Grünen bekämen die absolute Mehrheit.

Menasse: Sie würden sich augenblicklich spalten und dann mit sich selbst eine Koalition bilden, und dann wieder spalten und wieder spalten und wieder spalten. Es wäre das die Koalition mit den allermeisten Parteien und alle sind sich nicht grün.

Javor: Ich war ja immer schon gegen Grün. Ich bin ein Violetter.

Menasse: Kandidieren auch Violette?

Javor: Nein, ich meine doch die Wiener

Menasse: Die sollten nicht kandidieren. Fürs Verlieren gibt es eh schon die ÖVP.

Javor: Wir sollten endlich eine eigene Partei

gründen. Wir nennen uns Nu-disten und sagen nur die nackte Wahrheit.

Beide singen: "Wiener Nud, Wiener Nud ..."

Menasse: Was versprichst du dir davon?

Javor: Wir kriegen dann Parteienförderung und verwenden das ganze Geld für Inserate im NU.

Menasse: Mit dem restlichen Geld fahre ich nach Hawaii.

Javor: Und wo dajgezzen wir dort? Es gibt doch dort sicher kein Kaffeehaus.

Menasse: Ich dachte ohnehin, dass ich alleine hinfahre. Ich wüsste nicht, was ich gerade mit dir in Hawaii anfangen soll.

Javor: Jetzt hast du endlich einmal eindrucksvoll allen unseren Freunden gezeigt, welch schlechten Charakter du hast. Nicht einmal nach Hawaii willst du mich mitnehmen.

Menasse: Mit dir würde ich nicht einmal in Liechtenstein dajgezzen. Aber es gilt die Unschuldsvermutung.

Javor: Das war jedenfalls das musikalischste Dajgezzen, das wir je gemacht haben.

Komm, stimmen wir an:

Beide singen: "Komm mit nach Sarrazin, so lange noch die Gene blüh'n,

Dort woll'n wir glücklich sein, wir beide ganz allein!"

Menasse: Normalerweise würde ich jetzt den Ober rufen, aber was tue ich im Theater, um dich endlich loszuwerden? Ah ich weiß schon: Technik – Blackout.

* dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

NU - Jüdisches Magazin für Politik und Kultur.

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/531 77-927

Bank Austria (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Gesine Stern unter +43 (0)676 566 8523 oder per Fax unter +43/1/531 77-927. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro.

NU ist in folgenden Buchhandlungen und Trafiken zu kaufen:

Anna Jeller, Margarethenstraße 35, 1040 Wien, Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien, Morawa, Wollzeile 1, 1010 Wien, Thalia, Landstraßer Hauptstraße 2a/2b, 1030 Wien, Thalia, Mariahilferstraße 99, 1060 Wien, Tabak-Trafik Hoher Markt 1, 1010 Wien

Ständiges Redaktionsteam:

Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Richard Kienzl (Artdirector), Helene Maimann, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Thomas Szanto (Lektorat), Barbara Tóth (Chefin vom Dienst, stv. Chefredakteurin).

Satz & Layout:

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien www.wienerzeitung.at

Marketing & Vertrieb:

Gesine Stern

+43 (0)1 531 77-826 (Telefon), +43 (0)1 531 77-927 (Fax), +43 (0)676 566 85 23 (Mobiltelefon) und gesine.stern@nunu.at

Druck

Leykam Druck GmbH&CoKG, 7201 Neudörfl, Bickfordstraße 21

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.